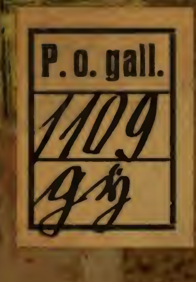

P. o. gall.
1109



Paul de Kock's

ausgewählte

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

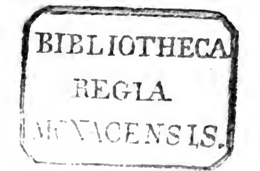
von

Dr. Heinrich Elsner.

Zweiter Band.

Gustav, oder der Bruder Liederlich.

Stuttgart & Leipzig,
Verlag von L. F. Rieger & Comp.
1837.



Gustav

oder

der Bruder Liederlich.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

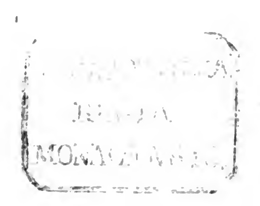
Dr. Heinrich Elsner.

> Die Jugend ist ein beständiger Rausch,
> Sie ist das Fieber der Vernunft.
> Gedanken von La Rochefoucault.

Erster Theil.

Stuttgart & Leipzig,
Verlag von L. F. Rieger & Comp.

1837.



Erstes Kapitel.

Furcht, Schrecken, Unglück.

»Hi!... hi doch! Zephir!... Muth, mein Dicker; trabe noch eine kleine Stunde, so sind wir zu Hause;... Ach!... nun du tummelst dich doch endlich!... das ist ein großes Glück!... du fängst an, den Stall zu wittern, ich seh's schon...«

So unterhielt sich Vater Lukas mit seinem Gaul und bemühte sich, immer dem Wege von Louvres nach Ermenonville folgend, durch diese Gespräche, die häufig von ausdrucksvollem Geberdenspiel begleitet waren, seinem Zephir Muth zu machen, der aber darum nicht schneller lief.

Plötzlich wurde die Last des armen Thiers um ein neues Gewicht vermehrt, es macht einen Sprung und geht einige Zeit im Galopp, was ihm in einem Jahre nicht zweimal vorkam; allein die Heftigkeit der Erschütterung schien ihm Flügel gegeben zu haben; Lukas will schreien... zwei kräftige Arme umfangen

ihn und drücken ihn stark; der arme Landmann, von Schrecken ergriffen, glaubt den Teufel hinter sich auf dem Sattel zu haben und ist nicht mehr im Stande, zu sprechen; er überläßt sich seinem Geschick, dem Roß die Zügel und schließt die Augen, um seinen Reisegefährten nicht zu sehen.

Indessen hatte Zephir weder die Kraft, noch die Lust, lange zu galoppiren; zudem wurde der Boden sandig und dieß lähmte seine Kraft; er verfiel daher wieder in seinen gewöhnlichen Schritt. Die Arme, welche Lukas umschlungen hielten, lösten sich und ließen ihn freier athmen. Ein starkes Lachen erscholl im Rücken des armen Bauern. Er fing seiner Sinne wieder mächtig zu werden an, rief seinen Muth zurück und dachte, daß man, ohne gerade ein böser Geist zu seyn, doch recht gut auf den Rücken Zephir's gesprungen seyn könne; er drehte deßhalb den Kopf ein wenig... wagte ein Auge zu öffnen, und sah, statt Beelzebub oder Asmodi, einen jungen Mann von angenehmem Gesicht, dessen Kleidung etwas in Unordnung war, der aber dessenungeachtet nichts Erschreckendes an sich hatte.

»Tausend, mein Herr, ich muß gestehen, daß Sie mir keine geringe Furcht eingejagt haben!... — Nicht

wahr, mein Alter?... Auch habt Ihr beinahe eine Viertel-stunde Wegs gemacht, ohne Euch zu rühren, und ich glaube sogar ohne zu athmen!... — Dieß bringt Sie zum Lachen, mein Herr; nach meiner Ansicht ist kein Grund dazu vorhanden!... was hätte unsre Frau gesagt, wenn sie mich hätte todt nach Hause kommen sehen?... — Wahrlich! sie würde sich getröstet haben!... — O, das ist sehr möglich;... aber ich, ich hätte mich nicht getröstet... und meine Tochter, meine kleine Suzon, die ihren Papa Lukas so sehr liebt!... — Laßt das gut seyn, Papa Lukas, Ihr seyd nicht todt, und ich hoffe, daß sich Euer Schrecken gelegt hat; sprechen wir daher nicht mehr hievon! Ihr seht, daß ich weder ein Teufel noch Dieb bin... — Ich bin's noch nicht ganz sicher!... Ein Mensch, der so hinter mich hinfällt, wie ein Zufall!... — Seit einer Weile rief ich Euch, allein Ihr hörtet mich nicht!... Ich bin deßhalb gelaufen und da ich bei Franconi Unterricht genommen habe, bin ich auf's Pferd gesprungen, ohne Euch anzuhalten. — O! es ist wahr; Sie sind sehr gewandt. Aber glauben Sie, daß ich Sie lange Zeit auf diese Art mitnehmen werde?... — Wahrlich! bis in Euer Haus, denke ich. — In mein Haus? und was dort machen? — Um mich

diese Nacht zu beherbergen. — Sie beherbergen ... einen Menschen, der aus den Wolken gefallen ist! ... — Was kommt darauf an, woher ich gefallen bin, wenn ich Euch gut bezahle? Vater Lukas, liebt Ihr das Geld? — Ja wohl ... wenn es ehrlich verdient ist, versteht sich. — Nun gut! da es durchaus nichts Unrechtes ist, einem Reisenden ein Abendessen zu geben und ihn über Nacht zu behalten, so werdet Ihr mich diesen Abend bei Euch aufnehmen. Seht, hier sind zum Voraus zwanzig Franken für meine Zeche. Jezt wollen wir die Beine zusammen klemmen, spornt Ihr Zephir, und beeilen wir uns, Madame Lukas zu beruhigen!«

Der junge Mann hatte einen so überredenden, so entscheidenden Ton, so abgerundete, heitere Manieren, daß der Bauer nichts auf seinen Antrag entgegnen konnte. Zudem liebte Lukas das Geld, und zwanzig Franken sind auf dem Dorf eine Summe! Man treibt daher das Roß an und trabt weiter.

Auf dem Wege richtet Lukas neue Fragen an seinen Gefährten: »Ha so! Sie kommen also aus der Umgegend, denn Sie gingen ohne Hut umher? — Meiner Treu! ich habe keine Zeit gehabt, einen mitzunehmen; es ist noch sehr glücklich, daß ich ein Paar

Beinkleider und einen Frack anziehen konnte!... — Teufel!... haben Sie vielleicht an einem Orte gebadet, wo es verboten ist? — Ich habe nicht gerade gebadet; ich war aber in der That an einem Orte, wohin zu gehen verboten ist. — Merke schon!... Sie haben ohne Erlaubniß gejagt? — Wie Ihr sagt, Vater Lukas; ich jagte auf einem Terrain, das mir nicht zugehört. — So, so!... diese jungen Leute!... nichts kann sie abhalten. Ei! ei! Sie jagten also ohne Rock und Hosen? — Freilich, um den Vogel zu erwischen, auf den ich Jagd machte, ist es viel bequemer. — Ha, ha! es ist ein Vogel!... Hi doch! Zephir!... Beim Kukuk! eine sonderbare Jagd! Sie sollten sie mich lehren, denn ich habe niemals davon sprechen hören. — Aber, Vater Lukas, es scheint mir, daß Zephir nicht mehr vorwärts geht? — Natürlich, er ist nicht gewohnt, zwei Lasten zu tragen. — Ich habe einen fürchterlichen Hunger: wo wohnt Ihr? — In Ermenonville. — Ist es das Dorf, welches ich hier sehe? — Nein, dieß ist erst Monfontaine; wir haben noch anderthalb Stunden zu machen. Was mich beunruhigt, ist, daß es schon Nacht wird und ich habe Furcht vor Räubern und Wölfen. — Fürchtet nichts, ich werde Euch vertheidigen.

Wie unsere Reisenden dieses Gespräch zu Ende brachten, hörten sie den Galopp hinter ihnen kommender Pferde. Es war schon sehr dunkel und man konnte nicht mehr weithin etwas unterscheiden. Der Laut kam immer näher; die galoppirenden Personen waren nicht mehr weit von unsern Reisenden entfernt. Auf einmal schien der junge Gefährte des Vater Lukas von einem plötzlichen Schrecken ergriffen. »Donnerwetter!« rief er aus, »man verfolgt mich... und schnell voran mein Braver, man muß ihnen entkommen... — Sie verfolgt man?... wie? wegen jenes Vogels, auf den Sie im Hemde Jagd machten?... — Gleichviel, warum es geschieht; ich werde es Euch erzählen... Vorwärts, wir müssen durchaus Boden gewinnen; alsdann wird uns die Nacht beschützen.«

Ohne die Meinung des Bauern abzuwarten, stoßt, drängt, überhäuft der junge Mann das arme Thier mit Schlägen, und zwingt es, den Galopp anzuschlagen. Vergebens jammert, flucht und schreit Lukas, daß man ihm sein Reitpferd zu Grunde richten werde, sein Gefährte hört nichts, als den Hufschlag der ihn verfolgenden Pferde, die bereits auf dem Punkt sind, ihn zu erreichen. So durchrennt man Monfontaine; Zephir kennt sich nicht mehr; da er an eine solche

Behandlung nicht gewohnt ist, überläßt er sich einer edeln Wuth; er schlägt hinten aus, macht allerlei Sprünge, beißt um sich, zerreißt den Zaum, und entführt seine Reiter nach einer Pfütze, wo ruhig ein Duzend Enten schnatterten. Lukas schreit: Halt! halt! Hinter unsern Reisenden ruft man: Haltet an! haltet an! Unser junger Mann lacht und flucht zu gleicher Zeit. Endlich kommt Zephir wirklich in die Pfütze, sinkt ein, fällt auf die Seite, die Reiter ebenfalls. man rollt auf die Enten und erdrückt deren viere; man wird durchnäßt, mit Schlamm beladen, man schreit und versteht einander nicht mehr.

Zweites Kapitel.

Der Oheim und der Neffe.

»Tausend Schwadronen! immer neue Streiche! wieder ein Billet von sechshundert Franken, das ich für den Herrn bezahlen muß!... — Es ist eine Ehrenschuld, mein Oheim! — Zum Henker, mein Herr, alle Schulden sind heilige Verbindlichkeiten, aber das ist kein Grund, welche zu machen, zumal da ich allen Ihren Bedürfnissen zuvorzukommen weiß. Wissen

Sie, mein Neffe, daß Sie ein sehr liederliches Subjekt sind?... — Ich, mein lieber Onkel? Aber ich sehe nicht, womit ich verdient habe... — Ah! Sie sehen nicht... nun gut, ich will es Ihnen ersichtlich machen, ich, mein Herr! Setzen Sie sich daher, Gustav, mir gegenüber, bleiben Sie ruhig, wenn Sie können; aber tausend noch einmal! unterbrechen Sie mich nicht!... — Mein lieber Onkel, ich weiß zu gut, was ich Ihnen schuldig bin... — Stille! Hortensia Moranval, Ihre Mutter und meine Schwester, war eine gute Frau, liebenswürdig, geordnet, haushälterisch... — Sie hatte alle gute Eigenschaften!... — Schweigen Sie, mein Herr; ich weiß, was meine Schwester war; ich weiß auch, daß sie, verblendet durch ihre Liebe für ihren theuren Sohn, nicht sah, daß dieser jähzornig war, ungeduldig, ein Lügner, ein Spieler... — Ach, mein Oheim!... — Donnerwetter, werden Sie schweigen?... Ihr Vater war ein Mann von Geist; seine Talente, seine Verdienste, sein liebenswürdiger Charakter machten, daß er in allen Gesellschaften willkommen war. Er hätte sich als Advokat, welches Geschäft er ehrenvoll ausübte, einen Namen erworben!... doch der Tod entriß ihn unerwartet seiner Gattin und seinen Freunden!...

Sie waren damals noch zu jung, um diesen Verlust zu würdigen; Sie können sich dieses lieben Saint-Réal nicht erinnern!... — Wenigstens, mein Oheim, werde ich immer sein Andenken zu lieben und zu verehren wissen. — Wenn Sie es verehrten, mein Herr, so mürden Sie nicht so viele Dummheiten machen!... Aber kommen wir auf unsern Gegenstand zurück! ich habe einen Theil meines Lebens bei der Armee zugebracht. Wenn ich auf meinen seltenen Reisen nach Paris meine Schwester besuchte, nahmen Sie meinen Degen und legten ihn an die Stelle des Bratenwenders; mein Federbusch ward der Katze zur Beute, meine Epauletten hatten keine Quasten mehr, und an meinen Pistolen fand ich statt der Steine Käse von Gruyer und auf der Zündpfanne Asche statt des Pulvers. Alles dieß waren nur Kleinigkeiten: allein ich bemerkte auch, daß Sie nichts lernten. Ihre Mutter hatte Ihnen Lehrer gegeben, auf welche Sie nicht hörten; Sie tanzten mit Ihrem Lehrer der lateinischen Sprache und der Geschichte, Ihrem Musiklehrer warfen Sie brennende Schwärmer unter die Nase; Ihrem Zeichenmeister stekten Sie Lichtstümpchen in die Tasche; kurz Sie waren ein Teufel!... Ich sagte zu meiner Schwester, sie

solle Sie züchtigen, aber sie glaubte, die Zeit werde von selbst Ihren Verstand zur Reife bringen ... Arme Hortensia!... Sie fand Sie reizend! — Ach, mein Onkel! alle Damen waren der Ansicht meiner Mutter!... — So, deßhalb also lieben Sie sie alle zusammen?... — Aus Dankbarkeit, mein Oheim... — Geschieht es auch aus Dankbarkeit, daß Sie dieselben betrügen? daß Sie junge Mädchen verführen, ehrbare Frauen leichtsinnig und die Ehemänner zu Hahnreien machen? ... Doch wir wollen fortfahren: Ihre Mutter... meine arme Schwester, ist gestorben... Dieser Verlust hat Sie lebhaft betrübt!... ich gebe es zu; Sie liebten Ihre Mutter, dieß ist ganz natürlich! indem Sie solche beweinten, haben Sie nur Ihre Schuldigkeit gethan. Als Hortensia starb, empfahl sie mir ihren Sohn; ich habe geschworen, über Sie zu wachen, und Gott weiß auch all das Leid, das Sie mir seit diesem Augenblick zugefügt haben! Ich habe Sie in eine Pension gethan, Sie waren damals zwölf Jahre alt: einige Jahre hindurch sind Sie ziemlich vernünftig gewesen. Man schrieb mir, daß Sie reißende Fortschritte machen; ich war darüber entzückt ... Endlich begebe ich mich nach Paris... Sie hatten so eben das sechzehnte Jahr

erreicht. Ich gehe in Ihr Collegium und mache mir ein Fest daraus, meinen lieben Neffen zu sehen!... ich frage nach Gustav Saint=Réal?... die Gesichter verlängern sich, die Gesichtszüge werden finsterer... man zaudert... man stottert... ich werde ungeduldig, schreie, gerathe in Zorn... endlich sagt man mir, mein Schlingel sey seit acht Tagen mit einer kleinen Demoiselle von fünfzehn Jahren, Feinwäscherin der Herren Zöglinge, und ihrer Pension gegenüber wohnend, verschwunden. — Ach! mein Oheim! ist es mein Fehler, wenn die Liebe... — Tausend Patronen, mein Herr! eine Entführung mit sechzehn Jahren!... — Lise war so hübsch!... so schelmisch!... — Und Sie so lieder=lich!... Endlich habe ich den Herrn Gustav und seine Dulzinea in einer kleinen Kammer des vierten Stocks in der Straße du Fauconnier ausgenommen. Die kleine Person brachte ich zu ihrer Mutter zurück... ich weiß freilich nicht gerade in welchem Zustand!... allein dieß geht die Eltern an, welche ihre Tochter nicht zu bewahren gewußt. Sie selbst haben mich seit dieser Zeit keinen Augenblick zu Athem kommen lassen... — Ach! mein Oheim!... wegen einiger Jugendstreiche... — Lasse ich Sie in der Stadt, laufen Sie den Tanzplätzen nach, knüpfen Bekant=

schaften mit andern liederlichen Leuten an, bringen solche in mein Haus, trinken meinen besten Wein, reiten meine Pferde zu Schanden!... reißen mein Cabriolet zusammen!... und was noch schlimmer ist, Sie machen Schulden. Lasse ich Sie auf meinem Landgut, so verwüsten Sie meinen Garten, bringen meine Kaninchen um, verwunden meine Jagdhunde, prügeln sich mit den Bauern herum und machen ihren Weibern Kinder. Was Teufels, mein Herr, dieß alles muß aufhören! Sie wollen nicht in das Militär treten, ich begreife dieß, Sie wissen nicht zu gehorchen, und ich bestehe deßhalb nicht darauf, denn ich müßte fürchten, Sie nach einiger Zeit zum Erschießen verurtheilt zu sehen, weil Sie sich gegen Ihre Obern verfehlt hätten. Zudem sind wir im Frieden, und es ist nicht nothwendig, daß Sie Ihre Jugend in einer Garnison zubringen. Doch kurz, Sie sind zwanzig Jahre alt, ich fange an, alt zu werden; die Beschäftigung, welche Sie mir geben, ist zu ermüdend, und ich möchte gerne ausruhen. Allein ich will Sie zwingen, gesezt zu werden, und deßhalb mein Herr, will ich Sie verheirathen. — Mich verheirathen, mein Onkel! — Ja, Gustav, ja, Sie verheirathen. — Und dieß, um mich gesezt zu machen? — Würden

Sie sich nicht mit Ihrer Frau begnügen können? — Je nachdem, mein Oheim; erstlich muß sie mir gefallen, und dann müßte ich sie lieben... — Halten Sie mich für einen Dummkopf, mein Neffe? glauben Sie, daß ich nicht an all dieß gedacht hätte?... Das Frauenzimmer wird Ihnen gefallen, weil sie reizend ist; Sie werden ihr gefallen, weil ein wohlerzogenes Mädchen den Gatten liebt, den man ihr bestimmt, weil Sie überdieß ein hübscher Junge sind und die Frauen im Allgemeinen nur zu viel Neigung zu den liederlichen Subjekten haben. Kurz, diese Heirath wird mir großes Vergnügen machen, und ich hoffe, daß Sie dieß auch in Rechnung bringen. — Ach, mein Onkel! mein größtes Vergnügen ist, Ihnen meine Anhänglichkeit zu beweisen... — In diesem Falle, Gustav, reisest du auf das Landgut des Herrn von Berly ab, das acht Stunden von hier zwischen Louvres und Senlis liegt. Dort wirst du seine Nichte, die junge Aurelie sehen, welche ich dir bestimme. — Aber, mein Oheim, ich kenne weder Herrn von Berly noch seine Nichte. — Du wirst Bekanntschaft machen. Von Berly ist ein guter, runder Mann, den ich ehemals gekannt habe, als er Lieferant unserer Armeen war... Ueberdieß wirst du erwartet;

potztausend, du wirst gut aufgenommen werden. — Aber Sie, mein Oheim?... — Ich! du siehst wohl, daß ich jezt nicht von der Stelle rücken kann; mein verdammtes Zipperlein hält mich in Paris zurück; so wie es mich aber in Ruhe läßt, werde ich abreisen, und zu euch kommen. Mittlerweile wird man mich schon entbehren; ihr belustigt euch, geht auf die Jagd; denn von Berly ist ein großer Liebhaber derselben!... — Nun, mein Oheim, weil Sie es wollen, reise ich ab. Ich will das Fräulein Aurelie sehen!... — Du wirst es nicht bereuen, Schelm... Weil du vernünftig wirst, will ich deine vergangenen Tollheiten vergessen. Hier sind hundert Louisd'or für deine Reise und zu deinem Vergnügen auf dem Schlosse Berly's. — Ach, mein lieber Onkel, welche Güte! — Aber mein Neffe, keine Luftsprünge, keine Duells, keine Entführungen und Verkleidungen mehr! . . . Brechen Sie gänzlich mit den Putzmacherinnen und Operntänzerinnen! . . . besonders besuchen Sie die kleine Lise . . . den Gegenstand ihrer ersten Liebe! nicht mehr;... sie ist es, die Sie auffordert, mir nicht zu gehorchen! — Nein, mein lieber Onkel! o! ich schwöre Ihnen... — Kurz, mein Herr, werden Sie gesezt, oder ich erkläre Ihnen, daß ich im Ernst böse werde,

und daß ich Strenge anwende, um Sie anders zu machen. — Es ist aus, mein Oheim, ich bin gebessert.

Nimm meinen Schimmel! Es ist 10 Uhr; Du wirst noch vor dem Mittagessen auf dem Schloß anlangen. Ich habe Benoit befohlen, deinen Mantelsack zu rüsten. Er wird dir folgen, als dein Diener, an der Stelle des liederlichen Dubois, den ich fortgejagt habe. — Wie, mein Oheim, Benoit, der Sohn unseres Portier? aber dieser Kerl ist dumm, wie eine Gans! . . . desto besser, so wirst du ihm keine Intriken auszuspinnen geben. Nun geh' und thue, was ich dir sage.«

Gustav umarmt seinen Oheim, besteigt den Schimmel und reist, von Benoit begleitet, nach dem Landgut des Herrn von Berly ab.

Drittes Kapitel.

Die Tante und die Nichte.

Indem Gustav La Villette, Le Bourget und Vauderland durcheilte, ein Weg, der, im Vorbeigehen gesagt, dem Reisenden nichts sehr Erquickendes dar-

bietet, stellte er seine Betrachtungen an: er dachte, daß man, ehe sich zu heirathen, einander doch auch gehörig kennen, für einander passend seyn müßte (für einen Unbesonnenen war diese Betrachtung sehr klug). Er war fest entschlossen, Fräulein Aurelie nur in dem Fall zu nehmen, daß sie eine schöne, liebenswürdige, sanfte, bescheidene, gefühlvolle und beständige Frau wäre, kurz, eine Frau, wie er noch keine getroffen hatte: und Gustav hatte bei seinen zwanzig Jahren schon die Erfahrung eines gereiften Mannes, und zwar aus dem Grunde, weil er seine Streiche frühzeitig anfing, was seine gute und seine böse Seite hat: seine gute, weil es einige Kenntniß des weiblichen Herzens gibt, seine böse, weil man glaubt, es gründlich zu kennen und man öfters nur noch ärger betrogen wird, wenn man glaubt, nicht mehr betrogen werden zu können.

Gustav hatte einen unerschöpflichen Heiterkeitsquell, und wenn dabei sein Beutel wohlgespickt war, sah er Alles rosenfarbig. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung kam unser Held (denn Sie errathen, Leser, daß Herr Gustav der Bruder Liederlich ist, mit dem wir uns beschäftigen werden): unser Held also, sage ich, kam über Louvres hinaus und wendete sich gegen Senlis, von wo das Gut des Herrn von Berly nicht

weit entfernt war. Je näher er indessen kam, um so neugieriger ward er, diesen Herrn von Berly und seine Nichte kennen zu lernen. Er erinnerte sich nicht, sie bei seinem Oheim gesehen zu haben, was aber nichts Außerordentliches war: er hatte die Gewohnheit, immer auswärts zu seyn, und befand sich, um die Sittenpredigten des Obristen Moranval zu vermeiden, selten mit ihm in Gesellschaft.

Gustav fiel bei, daß sein neuer Diener Benoit, als Sohn des Portier seines Hauses und zuweilen mit der Bedienung bei Tafel beauftragt, über die Person, zu der er sich begab, vielleicht Auskunft geben könne; er entschloß sich daher, Benoit zu befragen.

Der neue Jokei Gustav's war ein Bengel von achtzehn Jahren, lang, wie eine Hopfenstange, stark, wie ein Türke, frisch, wie eine Rose, roth, wie eine Kirsche, linkisch, wie ein Landmädchen, dumm, wie ein Esel, und eigensinnig, wie es die leztern gewöhnlich sind.

Gustav brach in ein unmäßiges Lachen aus, als er Benoit anblickte, den er, seit sie auf dem Weg waren, vergessen hatte. Die Haltung des Jokei war wohl geeignet, Heiterkeit hervorzurufen. Benoit war noch nie auf einem Pferde gesessen; da er aber nicht

gewagt, dieß vor dem Oberst Moranval, den er wie das Feuer fürchtet, zu sagen, so hatte er tapfer seine Partie ergriffen und sich auf's kleinste Pferd geworfen, auf dem er sich so steif hielt, wie ein Pflock und so ernsthaft, wie ein Schweizer.

Gustav hält sein Pferd an, damit Benoit zu ihm stoßen könne; aber der neue Reitknecht, der sich von seinem Papa eine ausführliche Belehrung über die Pflichten eines Dieners gegen seinen Herrn hatte geben lassen, und der geschworen hatte, nie davon abzuweichen, behielt es wohl im Gedächtniß, daß er immer in ehrfurchtsvoller Entfernung von Herrn Gustav bleiben müsse. Fest in seinen Prinzipien, hält er an, so wie er seinen Herrn anhalten sieht.

»Vorwärts!« ruft Gustav ungeduldig. — Nein, Herr!... bin nicht so dumm!... — Wie, nicht so dumm? ich sage dir, näher zu kommen! — Herr, ich kenne meine Pflichten zu gut, und ich werde es nicht thun!... — Ich befehle es dir aber, Erztölpel!... — Dieß ist gleichgültig, Herr; ich weiß, welchen Respekt ein Diener seinem Herrn schuldig ist... und ich reite nicht vorwärts!... — Verdammter Dummkopf!... ich muß also zu dir kommen!...«

Gustav spornt sein Pferd und reitet auf Benoit

zu, dessen Thier erschrickt, einen Seitensprung macht und seinen Reiter in den Chausseegraben wirft. Der große Kerl steht weinend wieder auf, sehr mißvergnügt über die Folgen seiner Achtung für seine Pflichten. Gustav zieht ihn am Ohre, damit er wieder auf's Pferd steigt und zwingt ihn endlich, bei ihm zu bleiben.

»Vorwärts, Benoit, jezt wirst du mich anhören, hoffentlich? — Ja, Herr,... ja... au, au, au!... — Wie, großer Einfaltspinsel, du weinst?... — Herr... ich glaube, ich bin verwundet... — Wo denn? — Herr... am... am... — Aber wo denn?... wirst du sprechen?... — Herr... es ist zwischen dem obern Theil der Schenkel und dem untern Theil der Lenden... — Dummkopf! kannst du nicht sagen am Hintern?... — Herr,... ich kenne meinen Respekt und meine Pflicht. — Dieser Schlingel da wird mich mit seinen Pflichten noch rasend machen. Vorwärts, du kannst in dem Landhause, wohin wir jezt kommen, warme Umschläge auf deine Hinterbacken machen lassen. Jezt antworte mir; kennst du diesen Herrn von Berly?... hast du ihn bei meinem Oheim gesehen? — Freilich, ja, Herr! — Was ist es für ein Mann? — Ei, Herr... es ist ein Mann... weder groß noch klein... weder schön noch häßlich...

— Sein Alter? — Weder jung noch alt, Herr! — Nun bin ich gut unterrichtet! und seine Nichte? welches Gesicht, welches Alter, welche Haltung? — Aber, Herr, was dieß betrifft... ich erinnere mich nicht, eine Nichte gesehen zu haben!... — Vorwärts, ich sehe wohl, daß du zu nichts zu gebrauchen bist. Doch ich erblicke ein Haus von schönem Aeußern; es muß das des Herrn von Berly seyn... vorwärts!«

Die Reisenden waren in der That an ihrem Ziele angelangt. Gustav erkundigt sich bei einem Bauern, und hörend, daß er sich nicht getäuscht habe, tritt er mit Benoit in einen großen Hof ein und fragt nach Herrn von Berly. Der Pförtner ladet ihn ein, sich in die Gartenanlagen zu begeben, wo er seinen Herrn finden werde, wenn er nicht vorziehe, ihn im Salon zu erwarten. Gustav, ungeduldig seinen Gastfreund kennen zu lernen, zieht die erstere Partie vor; er läßt Benoit, den er dem Pförtner empfiehlt, zurück, und tritt, über eine Terrasse hinschreitend, in den Garten

Unser junger Mann durchstreift mehrere Alleen von Lilas und Jelängerjelieber; er bewundert die gute Anlage des Gartens und den Geschmack, der seine Eintheilung angeordnet; dichtbelaubte Lusthaine, deren Eingang durch Rosenbüsche fast verdeckt ist,

scheinen zur Ruhe oder zur Liebe einzuladen. Bildsäulen zieren diese lieblichen Orte; aber es sind nicht die traurigen Danaiden, der unglückliche Tantalus, der abscheuliche Polyphem, der häßliche Centaur, der zurückstoßende Philoctet, die sich den Blicken der Spaziergänger darboten; es sind Venus, ihren Gürtel lösend, Amor seine Pfeile schärfend, die Grazien, um Cupido herum schäkernd; und wenn euch im Hintergrund einer Grotte ein Vulkan in die Augen fällt, so bringt das Bild des armen Hinkenden nichts Traurigers in eure Einbildungskraft.

Gustav bewunderte Alles und dachte, daß der Herr des Hauses ein Mann von Geist nnd Geschmack seyn müsse, als er an der Wendung einer Allee, unter einem Bouket sitzend, ein junges Frauenzimmer erblickte, die mit Lesen beschäftigt war. Nicht zweifelnd, daß es die Nichte des Herrn von Berly, jenes Fräulein Aurelie sey, welche man für ihn bestimme, bleibt er stehen, um sie zu betrachten: glücklicher Gustav! mit welchem Vergnügen bewundert er einen reizenden Mund, einen rosigen Teint, eine wohlgeformte Nase, eine grazienhafte Stirne von schönen blonden Haaren beschattet, einen eleganten Wuchs, gerundete Formen, einen kleinen Fuß, der die Erde kaum zu berühren schien und einen

Busen, wovon jede Bewegung das Herz unsres Helden heftig schlagen machte! was die Augen betrifft, so konnte er sie nicht sehen, weil sie auf das Buch gesenkt waren; aber er errathet sie, er fühlt zum Voraus ihren Ausdruck, ihre Sanftheit, ihre Ueppigkeit. Da er seiner Bewegung nicht länger widerstehen konnte, tritt Gustav näher ... die junge Frau hört ihn, sie wendet sich von ihrem Buche ab und blickt ihn an ... »Ich wußte es gewiß, dachte Gustav, die schönsten Augen von der Welt!«

»Was wünscht der Herr?« sagte eine Stimme, die bis in's Herz des jungen Mannes widertönte (der überdieß, wie Sie wissen, ein sehr leicht zu entflammendes Herz hatte). — »Verzeihung ... mein Fräulein ... ich wollte ... ich kam ... aber in Wahrheit, ich suche nichts mehr, seit ich Sie gefunden habe.«

Die junge Person, die bei dem Namen Fräulein gelächelt hatte, schien von dem Eindruck geschmeichelt, den ihr Anblick auf einen hübschen Jüngling, der seiner Bewegung ungeachtet, doch weder linkisch noch verlegen erschien, hervorbrachte. Man hat gut sagen, das Herz, die Eigenschaften, der Charakter seyen die Hauptsache: ein hübsches Gesicht, eine angenehme

Haltung und Anstand verderben auch nichts bei der Sache. Fraget die Fräuleins und selbst die Frauen, ob man sich nicht zuerst hiedurch verführen läßt... Ich weiß wohl, daß, wenn man blos die physischen Vortheile im Auge hat, man bald aufhört, zu gefallen; dieß muß seyn; es ist eine Compensation für liebenswürdige Leute, die nicht schön sind.

»Ei, mein Herr, sagte die junge Dame, nachdem sie Gustav betrachtet hatte, wären Sie zufällig der junge Mann, den wir erwarten, Herr Gustav Saint-Réal? — Ich bin es selbst, mein Fräulein; und ich sehe in Ihnen Fräulein Aurelie, die Tochter des Herrn von Berly?... — Nein, mein Herr, ich bin die Gattin des Herrn von Berly. — Seine Gattin!... Wie! Herr von Berly ist vermählt, und Sie sind... — Seine Frau; ja, mein Herr!«

Gustav konnte sich nicht fassen: er wußte nicht, daß Herr von Berly verheirathet war, und an eine Frau verheirathet, die noch nicht zwanzig Jahre zählte! Diese schöne Person war also die Tante von Fräulein Aurelie? Wie konnte eine Nichte neben einer Tante wie Frau von Berly gefallen? »Wohlan,« sagte Gustav zu sich selbst, warten wir, noch ehe wir uns aussprechen; dieses Haus scheint mir der

Aufenthalt der Grazien; ich werde ohne Zweifel ein anderes Wunder sehen.«

Frau von Berly machte Gustav den Vorschlag, ihn zu ihrem Gemahl zu führen, der seiner Ankunft mit Ungeduld entgegensehe. »Er wird,« sprach sie, »entzückt seyn, Sie zu sehen... ebenso wie meine Nichte, Fräulein Aurelie.«

Diese lezten Worte wurden lächelnd ausgesprochen; man blickte Gustav an, und dieser suchte gleichfalls in den Augen seiner liebenswürdigen Führerin zu lesen; so legte man eine kleine Strecke zurück; man schien vertieft, man blickte einander an, seufzte und schwieg. Die Worte: »Hier ist mein Gatte,« zogen Gustav aus seinen Gedanken. »Wir wollen doch diesen Gatten sehen, sagte er bei sich selbst, diesen glücklichen Sterblichen, den Besitzer so vieler Reize!... Wahrlich! er muß viele Verdienste, viel Geist, viel natürliche Vortheile haben, um eine so liebenswürdige Frau fesseln zu können!«

Gustav schlug die Augen auf und befindet sich einem kleinen Manne von fünfzig Jahren gegenüber, der dick, roth, blatternarbig war, kleine dumme Augen und einen bis an die Ohren gehenden Mund hatte.

»Abermals eine Ueberraschung!« sagte unser junger

Mann zu sich selbst, einen Ausbruch des Lachens unterdrückend, welches der Anblick des Herrn von Berly in ihm erregt hatte. Dieser Anblick, wiewohl er weniger angenehm war, verursachte ihm indeß eine geheime Freude, wovon der scharfsinnige Leser leicht die Ursache errathen wird.

»Mein Freund, sagte die junge Dame, ich stelle dir hier Herrn Gustav Saint-Réal vor.«

»Ei! Sie kommen also an, junger Mann; ich erwarte Sie seit vierzehn Tagen!... Ich bin entzückt, Sie zu sehen... umarmen wir uns! Ihr Oheim ist mein Freund... er hat mir oft von Ihnen gesprochen! er sagt, Sie seyen etwas liederlich!... Ei, poztausend, ich bin es auch gewesen!... Man ist jung! man hat Leidenschaften!... man macht Tollheiten!... dieß ist ganz natürlich!... Mein Freund, hier ist meine Frau, die, wie ich mir schmeichle, wohl so viel werth ist, als eine andere: sie werden mit ihr Bekanntschaft machen!...«

Gustav ließ sich die Hand schütteln, umarmen... drücken... Er hatte noch nicht Zeit gefunden, auf die Höflichkeiten des Herrn von Berly zu antworten; es war nicht möglich bei diesem Manne ein Wort anzubringen, wenn er in Zug kam (was häufig der

Fall war). Gustav sah es; er begnügte sich, zu grüßen, zu lächeln und Madame anzublicken, die gleichfalls lächelte.

»Sag' einmal, meine Frau, hat man Aurelie von der Ankunft unsres jungen Mannes in Kenntniß gesezt? ... — Mein Freund, ich weiß nicht, ob ... — Gut! gut! sie weiß nichts davon: desto besser, wir wollen sie überraschen; sie ist nicht darauf gefaßt, Sie heute zu sehen ... Pest! ... sie wird sich freuen! ... Ich wundere mich nicht, daß Sie Ihre Sachen in Paris machten! ... es ist wie bei mir! ... ich bin sehr gut gestanden ... ich war der Liebling der Schönen; aber jezt bin ich gesezt! ... fragen Sie nur meine Frau! ... Ha so, jagen Sie? ... ich bin nämlich ein großer Jäger! ... o dieß ist noch eine Leidenschaft! ich bringe ganze Tage in den Wäldern in Verfolgung des Rehbocks und der Hasen zu ... Aber ich schieße auch! ... Ah! ich schieße nicht übel! ... fragen Sie nur meine Frau! — Was mich betrifft, mein Herr, ich jage nur ... — Sie jagen? bravo! wir werden famöse Streifzüge machen! ... Sie werden meine Gehölze bewundern: sie sind gut mit Wild versehen; ich habe eine herrliche Meute! ... und Flinten, die nie versagen ... Aber es scheint mir, daß die Stunde

des Mittagessens gekommen ist: mein Magen täuscht mich nicht. Begeben wir uns also zur Tafel und dort wollen wir nähere Bekanntschaft machen; wir werden schwatzen und plaudern, mein Freund, mit dem Glas in der Hand: dieß ist die wahre Manier!... Ich sehe, daß Sie ein junger Mann von Geist sind; es wird mir viel Vergnügen gewähren, mit Ihnen zu plaudern.«

Man kommt in's Haus. Während Herr von Berly seinen Bedienten Befehle ertheilt, und dem Gebrauch zufolge einen Blick in die Küche wirft, reicht Gustav Madame den Arm und geht mit ihr in den Salon. Eine junge Person sizt am Piano. »Hier ist, sagte Frau von Berly, Fräulein Aurelie.«

Himmel!... welch ein Unterschied zwischen der Tante und der Nichte! Und die Augen Gustav's bezeugen Frau von Berly, was sein Herz schon fühlte. Man stellte sich, als gewahre man dieses stumme Geständniß nicht; aber der junge Mann bemerkte, daß man über diesen Vorzug keineswegs böse schien.

Fräulein Aurelie war groß, steif und gezwungen; ihr Gesicht hatte nichts Uebles, allein noch weniger etwas Angenehmes; ihre Augen waren groß, aber hervorstehend, mit der Stirne gleich, ihr Mund

aufgeworfen, ihre Nase lang und gebogen, ihre Haut mehr gelb als weiß: eine Miene von Sprödigkeit, die über ihre ganze Person verbreitet war, gab den Manieren der Fräulein Aurelie eine Trockenheit, die weder Liebe noch Freundschaft erweckte.

Das Fräulein erhob sich bei der Stimme der Frau von Berly, verbeugte sich vor Gustav mit vielem Ernste und nahm ihren Platz vor dem Piano wieder ein.

»Und dieß, sagte Gustav zu sich selbst, ist die Frau, welche man wünscht, daß ich heirathe!... Wahrlich, mein lieber Onkel hat zu viel Güte. Uebrigens bin ich entzückt, in dieses Haus gekommen zu seyn: ich werde gewißlich die Nichte nicht heirathen, wenn die Tante aber gefühlvoll ist!...«

Frau von Berly forderte Gustav auf, sich hier wie zu Hause zu betrachten. »Sie sehen, sagte sie zu ihm, daß mein Gatte ein Mann ohne Umstände ist; haben Sie die Güte, ebenso zu seyn; ich werde suchen, Ihnen diesen Aufenthalt so wenig als möglich langweilig zu machen. — Ach, Madame! bei Ihnen muß man ihn reizend finden.«

Und der junge Mann ergriff die Hand der jungen Tante und küßte sie mit Aufwallung, während ihre Nichte die ihrigen auf den Tasten des Piano umherspazieren

ließ. Die Tante zog ihre Hand schnell zurück; allein der Blick, den sie Gustav zuwarf, drückte keinen großen Zorn aus.

»Zu Tische!... zu Tische! rief Herr von Berly als er in den Salon eintrat: was Teufel macht denn ihr andern hier, statt in den Speisesaal zu kommen? Ah, ich errathe!... die jungen Leute stellten Untersuchungen an, betrachteten einander, seufzten!... Ha! ha! ha! nicht wahr, meine Frau, man seufzte schon?... — Mein Freund, ich kann nicht sagen... — Ja, ja, es ist richtig! du willst davon nicht sprechen!... du hast ein kaltes und strenges Herz, du denkst nicht, daß man sich so plötzlich entflammen könne!... Ha! ha! Gustav! meine Frau ist sonderbar! sie lacht, sie spöttelt, wenn ich ihr von den Leidenschaften spreche, die ich ehemals eingeflößt habe!... Vorwärts, das Essen wird kalt... Geben Sie Aurelien die Hand, mein Freund; und Sie, meine Nichte, lächeln Sie doch ein wenig... O! sie hat eine Schüchternheit!... (Leise zu Gustav). Die Unschuld selbst!... aber der Teufel verliert nichts dabei!...«

Man begibt sich in den Speisesaal; Gustav erhält seinen Platz zwischen Frau von Berly und Fräulein Aurelie: »Wenigstens wird mich, sprach er bei sich

selbst, die rechte Seite entschädigen, wenn mich die linke langweilt.«

Während des ersten Gangs läßt Herr von Berly, der ebenso großer Esser als großer Jäger ist, seinen Zuhörern ein wenig Ruhe. Seine Frau kann sich nun mit Gustav unterhalten, der über ihren Geist, ihre Heiterkeit und ihre Liebenswürdigkeit entzückt ist. Die Nichte spricht wenig, wenn sie aber etwas sagt, so geschieht es mit einer Ziererei, einer Affektirtheit und Gesuchtheit, welche die unter dem Schleier einer falschen Bescheidenheit verborgenen Ansprüche hinlänglich an den Tag legen.

»Ei, mein Freund,« sagte Herr von Berly, während seine Frau ein prächtiges Stück Geflügel vorschnitt, »der große Kerl, den ich unten am Eingang in den Küchengarten Sauerampfer zopfen sah, gehört ohne Zweifel Ihnen zu? ... — Ja, mein Herr; ich hatte vergessen, Ihnen davon zu sprechen; allein ich bin erstaunt, daß er sich erlaubt hat... — Poztausend, es macht nichts, daß er Sauerampfer zopft! ... ich hoffe, daß er sich Alles von meinen Leuten verabfolgen zu lassen wissen wird, was er bedarf. — Ich fürchte, mein Herr, er möchte hier irgend eine Dummheit machen: denn er ist ein sehr einfältiger Bengel,

den mein Onkel liebgewonnen hat. — Gut! gut!... er wird sich schon besser machen!... alle meine Leute hier haben Verstand!... ich liebe dieß; und dann sagt man, wie der Herr, so der Diener.«

Gustav lachte innerlich über die Tölpelei des Herrn von Berly, der es nicht bemerkte, daß er, während er sich ein Kompliment machte, ihm eine Grobheit sagte. Er war schon entschlossen, immer vortrefflich zu finden, was sein Wirth that und sagte. Ohne zu sprechen, verstand er sich mit der rechten Seite: er hatte ein Knie vorgeschoben... einen Fuß... Zuerst war man zurückgewichen... dann hatte man der Nothwendigkeit nachgegeben... man blickte Gustav nicht mehr an, aber man schien lebhaft bewegt;... Das Herz schlug ungestümm,... und nichts von all' dem schien Gleichgültigkeit oder Zorn anzuzeigen.

Was! wird man sagen, schon verwegene Unternehmungen?... schon Knie, Füße und Hände in Bewegung?... Was wollen Sie? diese Brüder Liederlich gehen schnell zu Werke; und haben Sie hierin so groß Unrecht?... warum sich nicht sogleich versichern, ob man gefällt, ob man geliebt wird?... — Allein die Schamhaftigkeit, werden Sie sagen, soll man sie auf diese Art erschrecken?... — O!... Sie haben recht!

man muß die Scham achten... Aber bemerket, daß alles dieses unter der Tafel vorgeht und nicht gesehen werden kann. Ach, Leser! wenn Sie eines Tages oder eines Abends sich unter einen Tisch schleichen könnten, an dem hübsche Frauen und liebenswürdige Männer sitzen, so würden Sie höchst drollige Dinge sehen; gehen Sie dann mit Ihrem Kopf wieder hervor, betrachten Sie diese gesenkten Augen, jene unschuldsvolle Stirne, jene treuherzige Miene ... Sie sehen wohl, daß das, was verborgen ist, die Scham nicht beleidigt. Der Nachtisch brachte Herrn von Berly wieder in Zug: man mußte die Beschreibung seiner Jagd vom vorigen Tage anhören, die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Rehbock getödtet hatte, der acht Tage vorher von ihm verwundet worden war, und den Muth, den er entfaltet hatte, indem er fast aus erster Nähe auf einen blinden Wolf schoß, der seit einigen Tagen die Umgegend in Betrübniß sezte.

Man erhob sich von der Tafel und ging in den Salon. Bald langten mehrere Bewohner der Nachbarschaft, welche mit Herrn von Berly, der das Damenspiel sehr liebte, in dem er von erster Stärke zu seyn glaubte, eine Partie machten. Frau von Berly sang mit ausgesuchtem Geschmack und begleitete sich

mit Grazie auf dem Piano; Fräulein Aurelie schlug auf das leztere los, wie ein Pferd auf das Steinpflaster, und der Oheim rief, während er immer fortspielte, aus: »Nicht wahr! hören Sie meine Nichte?... Pest! welche Kraft!... welcher Nachdruck!... Wenn dieß nicht erste Stärke ist, so verstehe ich Nichts davon!....«

Man ging frühzeitig auseinander. Frau von Berly hatte unsern jungen Mann mit den Gewohnheiten des Hauses bekannt gemacht. Man lud ihn ein, keine Ceremonien zu machen, kurz, sich wie zu Hause zu betrachten.

Als Gustav Frau von Berly sich mit ihrem Gemahl entfernen sah, konnte er einen Seufzer nicht zurückhalten ... Er dachte an Venus und Vulkan zurück, und die Erinnerung an die Statuen, welche den Garten zierten, stellte sich seiner Einbildungskraft wieder vor; er zweifelte nicht, daß Frau von Berly die Wahl der Götter geleitet hätte. Dieser Gedanke gab ihm eine geheime Hoffnung; er machte der stolzen Aurelie eine tiefe Verbeugung und folgte einem Diener, der ihn in sein Gemach führte.

Unser Held begegnete auf seinem Wege Benoit, der sich hinkend vor ihm zeigte. »Da bist du also,

Dummkopf, sagte Gustav zu ihm; warum habe ich dich nicht wieder gesehen? — Ach! Herr, Sie sehen wohl, daß ich mich kaum halten kann?.... seit ich von dem besondern Mittel Gebrauch gemacht habe, welches mir die Köchin angerathen hat... — Hättest du zufällig Sauerampfer auf deine Hinterbacken gelegt?... — Richtig, Herr; sie sagten mir alle da unten, es gäbe nichts Besseres, um Wunden zu heilen... Ich habe welchen abgelesen... man hat ihn mir gehackt, und dann, tausend... ich habe mir dieß als Umschlag aufgelegt,... aber das brennt mich schön, immer noch!... und ich fange an, zu glauben, daß man mir einen Streich damit gespielt hat. — Mein armer Benoit! ich sehe, daß die Leute des Herrn von Berly in der That sehr schelmisch sind: desto besser, so wird dich der Aufenthalt in diesem Hause bilden. — Ach, Herr! wenn man mich oft auf diese Art bildet, so werde ich nicht mehr von hier wegkommen! — Geh, leg' dich zu Bett, Einfaltspinsel, und suche, daß man dich ein andermal nicht wieder daran kriegt. — Ja, Herr... hier ist mein Kabinet... wenn mich der Herr nöthig haben, dürfen Sie nur rufen. — O! du kannst schlafen... dich

werde ich wegen des Gelingens meiner Plane nicht um Rath fragen.«

Gustav entkleidete sich, indem er an die junge Tante dachte, in die er sterblich verliebt war; Benoit legte sich in's Bett, indem er auf den Sauerampfer und die Köchin fluchte; der Herr seufzte aus Liebe und Hoffnung; der Diener stöhnte und schnitt Gesichter. Unser Held sah Frau von Berly im Traum, liebenswürdiger, schöner, verführerischer, als je; er war mit ihr unter einem Lusthain von Myrthen und Rosen, weit von neugierigen Blicken entfernt; er befühlte ihren eleganten Wuchs, ihre wollüstigen Formen, drückte auf ihre Lippen einen brennenden Kuß, der Trunkenheit, Verwirrung in alle seine Sinne brachte! ... Benoit träumte, daß er ein Klystier nehme.

Viertes Kapitel.

Der Unterricht im Billard.

Den andern Tag war Gustav mit Aufgang der Sonne im Garten. Ich weiß nicht, durch welchen Zufall sich Frau von Berly ebenfalls dort befand. Man traf sich und ging auf einander zu.

»Wie, Madame, schon aufgestanden?...« — »O, mein Herr, auf dem Lande ist es ein Vergnügen, frühe auf zu seyn. — Wie glücklich ich bin, Sie getroffen zu haben. — Aber es ist wahrscheinlich, daß während Sie hier wohnen, wir einander oft begegnen. — Ach, Madame, kann ich nicht...« — »Mein Mann ist auf die Jagd. Er wollte Sie aufwecken, um Sie mitzunehmen; allein ich habe ihm bemerklich gemacht, daß er Sie wenigstens heute in Ruhe lassen müsse. Ich habe Sie vielleicht um ein Vergnügen gebracht?... — Ach! Sie glauben dieß nicht, Madame!... kann ich Vergnügen finden, wo Sie nicht sind!... — In Wahrheit, Herr Saint-Réal, Sie sind von einer Galanterie ... — Nein, Madame, ich bin nicht galant! ... ich sage, was ich fühle! — Welche Tollheit! ... aber Sie irren sich; meiner Nichte müssen Sie Ihre Huldigung darbringen; bedenken Sie doch, daß Sie sie heirathen sollen. — Sie heirathen? nie, Madame!...— Wie! Sie wollen die Absichten Ihres Oheims nicht erfüllen? — Nein, Madame, ich werde ein Frauenzimmer nicht heirathen, das ich nie lieben kann!... — Wie wissen Sie dieß? vielleicht werden Sie, wenn Sie Aurelien besser kennen, die Sie jezt nur unvoll-

kommen zu beurtheilen vermögen, — vielleicht werden sich dann Ihre Gesinnungen ändern; die Nichte des Herrn von Berly hat Eigenschaften, Tugenden... — Es scheint mir, Madame, Sie wollen, daß ich sie anbete. — Aber, mein Herr, ich muß es; diese Verbindung würde einen Oheim, der Sie liebt, vergnügt machen ... — Und mein Glück, Madame, rechnen Sie dieses für nichts? — Und Sie selbst, Herr Saint-Réal, in was haben Sie es bis jezt gesezt? wenn ich Alles glauben soll, was man von Ihnen sagt, so ist die Unbeständigkeit Ihr Glück! ... die Verführung, die Treulosigkeit sind Ihre süßesten Zeitvertreibe ... — Ach, Madame! — Ich weiß wohl, daß die Männer alle flatterhaft sind, daß besonders die jungen nur die Veränderung lieben!...— Ich bin von allen diesen Tollheiten zurückgekommen...— Sie sind gebessert ... mit zwanzig Jahren! — Aber Sie selbst, Madame, die Sie mir so gut predigen, haben dieses Alter noch nicht?...— Ich, mein Herr, dieß ist ein Unterschied, ich muß gesezt seyn: ich bin verheirathet....— Ach! ja Madame. — Also, mein Herr, werden Sie uns verlassen? — Warum denn, Madame? — Weil Sie Aurelien nicht lieben, so wird Ihnen dieser Aufenthalt

nicht länger gefallen können! — Ach! Madame . . . ich werde mich erst von Ihnen entfernen, wenn Sie mich fortjagen!... — Welcher Einfall; wir werden entzückt seyn, mein Herr, Sie hier zu besitzen; Ihre Gegenwart wird uns Vergnügen machen . . . uns... allen; ich schmeichle mir überdieß, daß wenn Sie Aurelien häufig sehen . . . — Ah! haben Sie die Gewogenheit, Madame, sprechen wir nicht mehr hievon. — Wohlan, es sey für heute. Jezt will ich Sie mit allen Annehmlichkeiten dieses Gartens bekannt machen.«

Gustav bietet den Arm; man nimmt ihn an. Man durchläuft alle Irrgänge eines Gartens, der bei drei Morgen hält. Man besucht ein kleines, sehr finsteres, buschiges Gehölz, wohin die Sonnenhitze nie dringt; man tritt in eine mit Moos tapezirte Grotte, wo Frau von Berly fast alle Tage liest und arbeitet; man steigt auf einen Felsen, von wo aus man einen großen Umkreis übersieht; hierauf kommt man vor dichten Hagenbuchengängen an. »Madame,« sagte Gastav, »was ist denn dieß für ein Ort, den wir nicht besuchen? . . . — Ah! es ist ein Labyrinth. — Ein Labyrinth! o! wir wollen sehen, ich liebe die Orte sehr, in denen man sich verirren kann! . . .

— Aber, mein Herr, ich weiß nicht, ob ich soll ...
Wohlan, weil sie es wünschen.«

Die junge Frau bedachte, daß eine Verweigerung, in das Labyrinth einzutreten, schon Furcht zeigen hieße, und daß Furcht ein Beweis von Schwäche sey. Da sie Gustav nicht errathen lassen wollte, was sie vielleicht fürchtete, sich selbst zu gestehen, gab sie seinem Wunsche nach. Zudem hat ihr dieser junge Mann nichts Anders, als jene Dinge gesagt, die man jeder Frau sagt: er hat ihr kein Geständniß abgelegt, das beunruhigen könnte: in Wahrheit, seine Augen sind sehr ausdrucksvoll! ... sie suchen fortwährend die ihrigen: sie sind zärtlich, feurig, beredt; vielleicht hat aber Herr Saint-Réal immer solche Augen! und dann! ist dieser junge Mann erst gestern angekommen, und man scheint schon Versuche zu befürchten ... Gehen wir, gerade deßwegen muß man ihn in's Labyrinth führen.

Glauben Sie nicht, Leser, daß dort Dinge vorgegangen sind, die ich Ihnen nicht zu erzählen wage! Nein, man erging sich; dieß ist alles. Gustav ergriff eine Hand, die er küssen wollte ... welche man ihm aber sehr schnell wieder entzog; er that, als verirrte er, aber man brachte ihn immer wieder auf

den guten Weg zurück, und er mußte ganz so verliebt, aber nicht weiter vorgerückt, wieder aus dem Labyrinth herausgehen.

»Ei,« rief Frau von Berly aus, »ich hätte beinahe vergessen, Ihnen unser Billardzimmer zu zeigen. Da wir hier nur die schöne Jahrszeit zubringen, so spielen wir im Garten.«

Dieses Zimmer war neben dem Salon zu ebener Erde; nur einige Bäume trennten ihn von dem leztern. Von Hagenbuchen, Gaisblatt und Lilas umgeben, erhielt der Saal nur von oben seine Helle. Er war innen mit reizenden Staudengewächsen geziert; ringsherum angebrachte Rasenbänke schienen von der Natur gebildete Boskete zu seyn.

»Wie köstlich dieser Ort ist!« rief Gustav aus. — »Spielen Sie Billard, mein Herr? — Ja, Madame. — In diesem Fall hoffe ich auf Ihre Gefälligkeit, es mich zu lehren. Mein Gatte spielt es sehr wenig; ... er hängt nur an seinem Damenziehen! Ueberdieß hat ein Ehegemahl so selten die Geduld, seine Frau etwas zu lehren!... — Madame, ich wäre entzückt, Ihnen angenehm seyn zu können; wenn Sie wollen, können wir anfangen... — Nein, es ist jezt zu spät; bedenken Sie doch, daß man uns

beim Frühstück erwartet. Diesen Abend werde ich Sie an Ihr Versprechen erinnern.«

Man verließ den Billardsaal und kehrte in das Haus zurück. Wie süß ist es doch, bei einer schönen Frau zu seyn, deren Mann die Jagd liebt! man ist den ganzen Tag allein bei ihr. »Ach, mein lieber Oheim,« sprach Gustav bei sich selbst, »wie liebenswürdig sind Sie, mich hieher geschickt zu haben, der Frau von Berly Gesellschaft zu leisten!«

Um den Oberst Moranval besser zu täuschen, schrieb er ihm, daß es ihm sehr bei Frau von Berly gefalle; daß hier Jedermann liebenswürdig sey, und daß er so lange dableibe, als man ihn behalten wolle.

Obwohl er sich in Betreff Aureliens nicht erklärt hatte, entzückte sein Brief den Obristen doch, der nun nicht mehr an der Liebe seines Neffen für die ihm bestimmte Schöne zweifelte. Ueber Gustav beruhigt, der geneigt schien, seinen Willen zu thun, schrieb der Oberst Herrn von Berly einen Brief, in welchem er ihm bemerkte, daß alles nach ihren Wünschen gehe und zugleich schickte er seinem Neffen als Belohnung eine neue Summe Geldes.

Während diese Correspondenz geführt wurde,

rückte der Neffe in seinen Angelegenheiten vor. Julie (dieß ist der Name der Frau von Berly) konnte sich nicht entschlagen, Gustav sehr liebenswürdig zu finden. Auf dem Lande verbannt man den kalten und gesuchten Ton der Stadt: das Zutrauen findet leichter Platz; im Gespräch vernahm unser junger Mann bald, daß Julie von strengen Eltern, die nicht einmal ihren Geschmack zu befragen würdigten, verheirathet worden sey und ihren Zukünftigen erst in dem Augenblick der Unterzeichnung des Ehe-Vertrags gesehen habe. In Wahrheit, man beklagte sich nicht über Herrn von Berly, der gefällig war und seiner Frau die freie Wahl ließ, zu thun, was sie liebte; konnte aber Liebe aus einer so wenig angemessenen Verbindung entstehen? Herr von Berly hatte mehr, als das doppelte Alter seiner Frau; er war einfältig und schwatzhaft: Julie zärtlich, geistreich, gefühlvoll; er war häßlich, sie reizend; er nannte die Nothdurft seiner Sinne Liebe: Julie hatte ein dazu geschaffenes Gemüth, die ganze Zartheit dieses Gefühls zu kennen; aufrichtig, konnte sie ihren Gemahl nur achten. So verdammen Eltern, die ihre Tochter einem Manne geben, den sie nicht liebt, dieselbe, sich nie dem süßesten Gefühl der Natur zu überlassen! ... Arme

Frauen!... es gehört viel Tugend dazu!... und das schwächere Geschlecht, dasjenige, welches ohne Unterlaß der Gegenstand unserer Verführungen ist, soll die meiste Kraft, Gefühllosigkeit, Festigkeit zeigen! ... In Wahrheit, all' dieses ist sehr schlecht eingetheilt, und jene Herren, welche den Civil-Codex gemacht haben, hätten wohl auch den Natur-Codex mehr zu Rathe ziehen sollen.

Das liederliche Subjekt Gustav stellte alle diese Betrachtungen an, während er Julien anblickte, die vor ihrer Stickerei saß, indeß ihnen Fräulein Aurelie auf dem Piano die Arie Benjowski's vorklimperte, wozu sie sang wie ein Vorsänger in der Kathedralkirche. Nach dem Mittagessen ging man an das Billard, wo Julie den Unterricht Gustav's empfing: welches Vergnügen, in diesem Spiel eine reizende Schülerin auszubilden! Der junge Mann spielte die Bälle immer in die Mitte des Billards, um Frau von Berly zu nöthigen, sich ein wenig über das Billard auszustrecken; alsdann bewunderte er entzückende Formen, welche ein leichtes Mousselinkleid verdeckte, ohne sie zu verbergen. Um die Hand seiner Schülerin zu leiten, umschlang er mit seinen Armen einen schlanken Wuchs; er berührte zuweilen einen

Alabasterhals; dann verirrten sich auch seine Augen auf einem Busen, den er zu küssen brannte! Julie beklagte sich, daß er sie so häufig denselben Stoß wiederholen lasse; allein Gustav lehrte mit so viel Geschmeidigkeit, daß man nicht böse werden konnte.

Fräulein Aurelie spielte nicht Billard; sie hätte geglaubt, ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie ein Spiel gelernt hätte, das sie zu männlich fand. Ihre Augen drückten ein mit Aerger vermischtes Erstaunen aus, so oft sich Julie und Gustav in den Garten begaben; allein sie wagte nicht, sich Bemerkungen über das zu erlauben, was sie leise die Narrheit ihrer Tante hieß.

Herr von Berly wollte Gustav jeden Morgen mit auf die Jagd nehmen; dieser aber, der sich stellte, als ob er sich am Knie verwundet hätte und leicht henkte, hat bis jezt die Gesellschaft seines Wirths vermieden. Der Brief des Obersten Moranval hatte dem Herrn von Berly großes Vergnügen gemacht, der, in der Liebe und Galanterie sehr wenig Kenner, überzeugt war, Gustav verehre seine Nichte; er selbst maß dieser Leidenschaft und dem Wunsche, bei Aurelien zu bleiben, die Weigerung des jungen Mannes bei, ihn auch in Verfolgung der Hasen zu begleiten.

Drei Tage nach Gustav war bei Herrn von Berly ein gewisser Herr Desjardins angelangt. Er war ein großer, trockener Mann in den fünfziger Jahren, großer Esser, großer Spieler und großer Lügner. Da er nur ein geringes Einkommen hatte, so wußte er immer Mittel zu finden, seine Renten nicht zu berühren, indem er beständig bei Andern lebte. Er hatte die einem Schmarozer nothwendigen Eigenschaften: er war gefällig, einschmeichlerisch und übelredend, wenn es seinen Bewirthern angenehm war. Er verstand Etwas von allem: er spielte Violine, um allenfalls eine Sonate von Pleyel accompagniren zu können; er zeichnete ordentlich und machte Silhouetten; er tanzte, wenn es nöthig war, und spielte alle Spiele. Jeden Abend sezte er sich mit Herrn von Berly an das Damenspiel, wo er während des Spielens immer einen Augenblick fand, Komplimente an Frau von Berly zu richten, an Fräulein Aurelien Lobeserhebungen über ihre Art zu singen, die Katze zu streicheln und den Hund zu hätscheln.

Seit vierzehn Tagen war Gustav bei Frau von Berly, wurde immer verliebter, konnte aber nichts von Julien erlangen. Er hatte ihr das Geständniß seiner Liebe gemacht, das man scherzend anhörte;

man wünschte wohl zu gefallen, aber man wollte seine Pflichten nicht verletzen! Der Unterricht im Billard währte indeß fort und wurde sehr gefährlich! Man war dabei immer allein, die dichten Hagebuchen, welche den Ort umgaben, hinderten, von außen gesehen zu werden; der Lehrer war zärtlich, liebenswürdig, unternehmend; die zu empfindsame Schülerin fühlte, daß ihr Muth abnahm und verweigerte die Fortsetzung des Unterrichts.

»Nun, sie liebt mich nicht,« sagte Gustav; »ganz gewiß, sie ist eine Kokette, die sich nur über meine Qualen lustig machen will; ich bin ein Narr, daß ich für sie seufze! Doch es ist aus, ich werde nicht mehr mit ihr sprechen... ich will sie sogar nicht mehr anblicken.«

Nachdem Gustav diesen Entschluß gefaßt hatte, wollte er versuchen, Aurelien den Hof zu machen; aber die Aufgabe war gar zu peinlich. Die Tage sind nicht mehr dieselben: Frau von Berly an ihre Stickerei festgebannt, geht nicht mehr aus dem Salon; und Abends sieht sie den Damenspielen zu oder hört die unermüdliche Aurelie singen. Sie ist traurig, träumerisch, aber immer sanft und gefällig für die, welche zu ihrem Gatten kommen; scheint aber die

üble Laune Gustav's, seine affektirte Zuvorkommenheit gegen die lange Nichte, seine Epigramme über die Koketterie der Weiber nicht zu bemerken. Der junge Mann wird ärgerlich; er weiß nicht mehr, was er thun soll; in seiner Verzweiflung begleitet er Herrn von Berly auf die Jagd; hier schießt er auf die Hunde statt auf die Hasen; sah Elstern für Schnepfen an und ein fettes Schwein für einen wilden Eber. Abends will er Brettspielen, macht einen Bock um den andern, wirft die Würfel zu Boden und läßt den Becher fallen. Er will singen und hat keine Stimme mehr, er will Violin spielen, seine Hand zittert, er spielt falsch und kommt aus dem Takt; kurz, er weiß nicht mehr, was er thut!... Herr von Berly bespöttelt ihn, Herr Desjardins lacht, Fräulein Aurelie macht große Augen; Julie seufzt.

»Wohlan,« dachte Herr von Berly, »der junge Mann ist rasend in meine Nichte verliebt! . . . ich hoffe, dieß ist sichtbar!...«

Der liebe Oheim sprach darüber mit Desjardins, der aus Grundsatz stets seiner Meinung war, und mit seiner Frau, die sich auf die Erwiederung beschränkte, daß sie es wünsche.

»Sieh, meine Frau, betrachte doch Gustav nur

einmal, wie er da unten ganz allein in einer Ecke sizt... siehst du diese schmollende Miene, diese nachdenkliche und melancholische Stirne?... Nun gut, die Liebe ist an allem diesem Schuld. O! ich verstehe mich darauf! Ueberdieß, denke nur an die ersten Tage seiner Ankunft bei uns, damals war er ganz anders; er lachte, plauderte, sang und machte tausend Tollheiten!... jezt öffnet er den Mund nur um zu seufzen . . . er erhebt die Augen zum Himmel . . . und wenn du alle die Dummheiten wüßtest, welche er auf der Jagd begangen hat! . . . es ist zum Todtlachen! Wahrlich! der ist gefangen, und wie! . . . ich will an seinen Oheim schreiben, damit er den Abschluß beschleunigt; denn kurz, man darf den armen Teufel nicht dahinwelken lassen!... Nicht wahr, Desjardins? — Sie haben vollkommen Recht, denn . . . Was meine Nichte betrifft, sie sagt nichts, allein ich bin sicher, daß die Schelmin nicht weniger daran denkt. Ach! wenn der Obrist nur seine verdammte Gicht nicht hätte, so wäre er schon hier!... ich möchte ihm gar zu gern seinen Neffen bald gebessert vorstellen...— Aber, mein Freund, sind Sie ganz sicher...? — Ja, Madame, ja, ich bin sicher, daß diese Heirath ebenso glücklich seyn wird, als die

unsrige... Ei warum spielt ihr denn aber nicht mehr Billard?... — Mein Freund, weil... — Dieß belustigte unsern Verliebten. Was Teufel! man muß ihn ein wenig erheitern: er wird noch Zeit genug haben, Betrachtungen anzustellen, wenn er verheirathet ist... Gustav... meine Frau beklagt sich; daß Sie ihr keinen Billard-Unterricht mehr geben wollen... — Ich habe dieß nicht gesagt, mein Freund... — Pst!... lassen Sie mich doch machen!...

»Wenn Madame will,« sagte Gustav aufstehend, »so bin ich immer zu ihren Befehlen. — Das lasse ich mir gefallen, nun gehen Sie ein wenig aus ihren Träumereien heraus, junger Mann! ich will mit Desjardins ein Brettspiel machen; laßt das Billard beleuchten; Sie haben Zeit, bis zum Nachtessen zu spielen. Nun, Frau von Berly, gehen Sie doch... Sie sehen wohl, daß der Herr auf Sie wartet...«

Es war ihr unmöglich, sich davon loszumachen; Herr von Berly verlangte es. Gustav reichte Julien die Hand; er fühlte, daß die, welche man ihm gab, stark zitterte; ein reges Gefühl von Hoffnung und Vergnügen beseelte sein niedergedrücktes Herz auf's Neue.

Sie langten im Billardsaal an; der Diener entfernt sich, nachdem er die Lampen angezündet hat.

Sie bleiben allein. Frau von Berly ist schweigsam, allein sie scheint aufgeregt; Gustav ist so traurig, daß man ein sehr hartes Herz haben müßte, um nicht Mitleiden für ihn zu fühlen. »Was haben Sie denn seit einigen Tagen, mein Herr? (sagte endlich Frau von Berly mit schwacher Stimme.) Sie würdigen mich keines Wortes mehr . . . — Was ich habe?... ach, Madame! habe ich nöthig, Ihnen dieses noch zu sagen? ich bete Sie an und Sie verabscheuen mich! — Ich verabscheue Sie!... welche Ungerechtigkeit!... wenn dieß so wäre, würde ich dann fürchten, Ihre Schwüre, Ihre Reden zu hören?«

Julie hatte zu viel gesagt. Gustav ergriff ihre Hand, welche er auf sein Herz legte... »Lassen Sie mich,« sprach Frau von Berly, »Sie werden mein Unglück machen . . . Ach, Gustav! mißbrauchen Sie meine Schwäche nicht!«

Allein ein Liebender, der vernimmt, daß er geliebt wird, hört nur noch auf seine Glut. Julie weinte; Gustav drückte sie an seine Brust, er trocknet die Thränen, welche sie vergießt, mit Küssen . . . Sie will sich vertheidigen . . . aber eine unbekannte Flamme lodert schon in ihren Adern . . . sie kann nur Zärtlichkeit mit Zärtlichkeit, Liebe mit Liebe vergelten.

»Meine Frau! meine Frau!« ruft Herr von Berly aus (der, wie man weiß, nur durch einige Bäume und eine Hagenbuchenmauer vom Billard getrennt war, welche hinderte, einander zu sehen, nicht aber einander zu hören), «ich bin so eben völlig zum Schneider gemacht worden; dieß ist das erstemal, daß es mir vorkommt!... Und ihr Andern, geht es gut bei euch? — O, freilich, mein Herr, erwiedert Gustav, denn seine Gefährtin hatte nicht mehr die Kraft, zu sprechen; wir spielen diesen Abend sehr gut... Ihre Frau Gemahlin macht bedeutende Fortschritte ... — Desto besser! desto besser! so wird sie wenigstens, wenn ich mit ihr spiele, auch stark seyn; lehren Sie sie besonders das Double; das ist hübsch! — Dieß thue ich gerade in diesem Augenblick, mein Herr!«

Die Partie war ohne Zweifel lang, denn Gustav und Julie kamen erst in dem Augenblick, als man sich zum Nachtessen an die Tafel sezte, in den Salon zurück. Frau von Berly hatte sehr rothe Augen, Gustav war freudestrahlend; Vergnügen und Glück glänzten in seinen Blicken.

»Nun denn!« sagte Herr von Berly, »habt ihr euch recht geübt? wer hat die meisten Partieen gewonnen? — Ah, ich glaube, Madame ... — Bah!

gehen Sie, Sie werden es aus Galanterie gethan haben! . . . sie kann noch nicht so stark seyn, als Sie, denn sie haben einen prächtigen Stoß und blokiren fast eben so gut als ich! Nicht wahr, meine Frau, ich blokire gut, wenn ich daran komme? . . . — Ja, mein Freund, aber nicht so gut, als Herr Gustav. — Gehe, du willst deinem Lehrer schmeicheln . . . Aber du scheinst mir sehr ermüdet . . . In der That, das Billard ist ein sehr ermüdendes Spiel; immer stehend seyn, hin- und hergehen . . . — Ei! (sagte Desjardins), ich habe einmal drei Tage unausgesezt fortgespielt... wir waren zwei Wüthende! . . . man brachte uns das Essen herbei und . . . — Kommen Sie, Desjardins, Sie werden uns dieß bei Tische erzählen; zudem bin ich böse auf Sie . . . ich habe Ihre große Schneiderei noch auf dem Herzen! . . . — Ich habe einmal einen Mann acht Mal hintereinander geschneidert, der gewiß wenigstens . . .«

Allein man war bereits im Speisesaal und Herr Desjardins war genöthigt, seine Anekdote auf einen günstigern Augenblick zu verschieben. Frau von Berly sprach während des Nachtessens wenig und hatte die Augen stets niedergeschlagen. Fräulein Aurelie unterließ nicht, die ihrigen auf Gustav und ihre Tante zu

richten: diese Zurückhaltenden sind zuweilen sehr hellsehend!... Herr Desjardins begnügte sich zu essen und ohne Unterschied den Behauptungen jedermanns beizustimmen. Herr von Berly sprach fortwährend von seiner Stärke anf dem Billard und den herrlichen Stößen, welche man hier machen könne. Was Gustav betrifft, so war dieser heiter, liebenswürdig und von äußerster Artigkeit gegen Herrn von Berly, dessen Geschicklichkeit auf der Jagd, dessen Liebenswürdigkeit bei den Damen und dessen Muth in der Gefahr er herausstrich.

Der arme Ehemann war ganz entzückt über den jungen Mann; als er von der Tafel aufstand, drückte er ihm kräftig die Hand, und versprach ihm, daß sein Oheim von seiner guten Aufführung in Kenntniß gesezt werden solle.

Man sage nach diesem noch, daß es Ahnungen gebe!

Fünftes Kapitel.

Der Wendepunkt.

Die Thränen Juliens versiegten. Die Liebe einer Frau wird durch die Opfer, die sie ihrem Geliebten bringt, noch vermehrt; je mehr sie gibt, desto anhänglicher

wird sie. Bei den Männern ist es nicht dasselbe: das Vergnügen ermüdet und die Fortdauer des Glücks langweilt sie. Das Verlangen entflammt, der Genuß kühlte sie, und die Wollust löst die durch die Liebe gebildeten Bande.

Was sollte man also thun? nach der Lehre Plato's beisammen leben?... O! alsdann würde die Liebe weit länger dauern! allein endlich würde sie auch müde werden, zu warten. Ueberdieß würde diese Art zu lieben für die Bevölkerung unheilbringend; dann ist sie auch weder in der Natur noch in dem Evangelium, weil man uns gesagt hat: Seyd fruchtbar und mehret euch!

Man muß daher die Sachen philosophisch nehmen, wie sie sind, und besonders in der Liebe ist es gut, Philosoph zu seyn: soll man sich verzweifelnd betrüben, wenn eine Geliebte uns betrügt, wenn ein Geliebter untreu wird?... Erstlich ist es ein Uebel ohne Heilmittel, und dann, warum wäre eine Untreue Beweis von Gleichgültigkeit? man kann einen Augenblick des Vergessens, der Schwäche haben... man kann straucheln!...

Errare humanum est.

Wenn man sich freiwillig das Geständniß seiner Schwächen machte, alsdann würde das Vertrauen

wieder die Liebe zurück bringen, Eifersucht die Herzen weniger quälen und die Zwietracht aufhören, ihre Fackeln und Schlangen über den Sclaven der Liebe und Ehe zu schwingen.

Doch ich weiß nicht gerade, aus welchem Grunde ich all' dieses gesagt habe, noch in welcher Beziehung dieß mit der Liebe Gustav's und der Frau von Berly stehen kann. Nehmen Sie daher an, Leser, ich hätte nichts gesagt!

Gustav hatte durch die Gewalt der Liebe die Befürchtungen, Seufzer, Thränen und Gewissensbisse Julien's gestillt. Sie spielten alle Tage Billard; sie spielten Morgens und Abends und ich glaube sogar in dem kleinen Gehölz, in der Grotte, in dem Labyrinth.

Es ist durchaus kein Verbrechen, Billard zu spielen; will man es aber im Geheimen thun, so muß man immerhin seine Vorsichtsmaßregeln ergreifen.

Liebe! Liebe! hast du uns gefangen,
Dann heißt es wohl: o Klugheit, jezt Adieu.

Eines Abends, als die Brettspiel-Partie bälder als gewöhnlich ihr Ende erreicht hatte, war Herr von Berly in den Garten gegangen, um seine Frau und Gustav Billard spielen zu sehen.

Der liebe Ehegemahl nähert sich den Hagenbuchen... ist aber sehr erstaunt, kein Licht zu sehen. »Es scheint, sagte er bei sich selbst, daß sie auf einen andern Einfall gerathen sind!... sie sind ohne Zweifel im Musiksalon.«

Er will wieder umkehren;... als eine ihm wohlbekannte Stimme die Worte ausspricht: »Ach Gott! bin ich doch glücklich!... welches Vergnügen!...«

»Ei poztausend! dieß ist meine Frau, sagt unser Mann; und tritt in den Spielsaal ein, in dem man nichts sah.

»Was Teufel! ihr spielt ohne Licht, ihr Andern?« der liebe Ehemann sah nichts; er verwickelt seine Füße in etwas... fällt, rollt und befindet sich auf Gustav, der, ich weiß nicht warum, gerade bei einer Rasenbank auf den Knien lag.

»Wie! Sie sind es, mein Herr?... ich ging auf Sie zu... erlauben Sie mir, daß ich Ihnen wieder aufhelfe...«

»Wie du bist es mein Freund? sagte Frau von Berly, indem sie sich eilends vom Rasenbank entfernte. — »Ohne Zweifel bin ich es... daß die Pest Euren Einfall, ohne Licht zu spielen... Ich glaube, ich habe mir eine Beule an der Stirne gemacht...

— Aber, mein Herr, es ist erst seit einem Augenblick

Nacht, ... wir wollten anzünden lassen ... — Wahrlich, ihr seyd sehr geschickt, so zu spielen! ... Ihr mußtet die Löcher nicht finden ... — Verzeihen Sie, mein Herr ... — Ohne die Stimme meiner Frau, wäre ich nicht eingetreten! allein ich habe sie einen Freudenruf ausstoßen hören ... — Ach! Madame hat so eben einen hineingebracht. — Nun wohlan, ich will eure Stärke sehen ... Meine Frau lasse anzünden: ich will mit euch die Rummelpartie spielen.«

Frau von Berly ließ anzünden. Man spielte. Herr von Berly machte die Rummel wie er es gewünscht hatte; Gustav war bemüht, ganz verkehrt zu spielen; Julie hatte keine sichere Hand, der Herr Gemahl gewann alle Partien und war entzückt darüber ... dieß ist immerhin ein Ersatz.

Fräulein Aurelie theilte die Freude ihres Oheims nicht. Die Manieren Gustav's mit Julien schienen ihr von änstößiger Vertraulichkeit: die Kälte des jungen Mannes, wenn sie mon coeur soupire (mein Herz seufzt) sang, kam ihr ganz außerordentlich vor. Sie wagte ihrem Oheim nichts zu sagen, allein sie fing an, Julie und Gustav zu belauern und wünschte, ohne gerade zu wissen warum, irgend etwas zu entdecken.

Der Hintere Benoit's war geheilt, allein der arme Teufel war darum nicht weiter; nun übte er sich, um auf der Reise einen ähnlichen Vorfall zu vermeiden, alle Morgen im Reiten und fing an, sich etwas besser auf dem Pferde zu halten.

Herr von Berly hatte dem Obristen Moranval einen langen Brief geschrieben, in welchem er ihm die erbauliche Art auseinander sezte, mit der sein Neffe sich betrug, seine tugendhafte Liebe zu Fräulein Aurelien, seine Gefälligkeit für seine Frau und seine Freundschaft für ihn.

Der Obrist Moranval erwiederte Herrn von Berly, er sey entzückt darüber, daß Gustav gebessert sey; daß, da seine Gicht ihn ein wenig in Ruhe lasse, er zu ihm kommen und die Heirath abschließen werde, daß man aber seinem Neffen nichts davon sagen dürfe, weil er denselben durch seine unerwartete Ankunft überraschen wolle.

So standen die Sachen, als man Herrn von Berly eines Morgens die Anzeige machte, drei Stunden von hier, in der Gegend von Montaigny glaube man die Spuren einer Wölfin aufgefunden zu haben. Diese Nachricht spornt die Eigenliebe unsres Jägers. Welchen Ruhm für ihn, wenn er

ein Thier tödtete, das die Umgegend in Trauer versetzen kann!... Indeß scheint er noch nicht entschlossen, sich mit einer Wölfin zu messen. Allein Gustav feuert ihn an, und reizt ihn auf ... nennt ihn zum Voraus den Befreier des Landstrichs Desjardins, rühmt sich, einmal vier an einem einzigen Tage getödtet zu haben. In diesem Fall, sagt Herr von Berly werden Sie mich diesesmal begleiten, ich will sehen, ob Sie noch im Stande sind, eine umzubringen.

Desjardins ist zu weit gegangen, um es zu wagen, auszuweichen. Er harnischt sich vom Kopf bis zu den Füßen. Was Gustav betrifft, so ließ sich dieser am Abend zuvor, als er mit Madame in dem kleinen Gehölze lief, zu Boden fallen; er leidet viel auf der Seite und ist daher nicht im Stande, den Herren zu folgen. Zudem erkennt er sich selbst als zu schlechten Jäger an, um mit ihnen in die Schranken zu treten.

»Aber, sagt Herr von Berly, es ist möglich, daß wir heute den Schlupfwinkel des Thiers nicht mehr entdecken und ich will nicht so weit umsonst gehen. Ich habe gerade bei Montaigny einen Pachthof, wo ich mit Desjardins diese Nacht zubringen werde, wir werden morgen mit Tagesanbruch auf dem Platze seyn!... Ich erkläre dir, meine Frau,

daß ich nicht zurückkomme, ohne dir etwas von dem Thier mitzubringen.«

Frau von Berly schenkte diesem Einfall ihres Gemahls Beifall. Gustav findet in dem Plan etwas Edles und Heldenmüthiges. Es wird also beschlossen, daß Herr von Berly nicht zum Schlafen zurückkomme: dieß ist jedermann bequem.

Unsere Jäger sind vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet; die Hunde losgelassen, die Pferde gesattelt, die Flinten geladen und die Verabschiedung beendigt.

Ganz dem Glücke hingegeben, beisammen zu seyn, wollen Gustav und Julie dasselbe auch recht genießen. Fräulein Aurelie fühlt sich unbehaglich und hütet das Zimmer: dieser Umstand vermehrt die Sicherheit. Frau von Berly erklärt, daß sie sich gleichfalls nicht wohl befinde; sie will sich deßhalb in ihre Gemächer einschließen und befiehlt den Bedienten, alle Personen, die etwa kommen möchten, abzuweisen.

Nachdem die Sachen so angeordnet waren, ging Madame in ihr Schlafzimmer, wozu der Eingang den Ungeweihten untersagt ist, zurück. Was Gustav betrifft, so ist dieser ohne Zweifel ebenfalls unwohl, denn er hat Benoit verboten, ihn in seinem Zimmer zu stören.

Man war gerade in den längsten Sommertagen, wo die Nacht erst nach neun Uhr hereinbricht. Es war kaum acht Uhr, als sich ein Fremder bei Herrn von Berly zeigt: die Diener kündigen ihm an, daß er mit niemand sprechen könne, daß Madame krank sey und sich der Herr für zwei Tage auf der Jagd befinde.

»Ei! tausend Patronen, rief der Obrist Moranval aus (denn er war es selbst), ich bin nicht gekommen, um wieder fortzugehen: wenn von Berly nicht da ist, werde ich ihn erwarten; ich quartire mich im Haus ohne Umstände ein.«

Der Obrist hatte einen Ton, der keine Bemerkungen gestattete: die Diener lassen ihn eintreten; er gewahrt Benoit im Hof: Ei seht, dieß ... dieß sind Sie, Herr Obrist? — Ja mein Knabe; man erwartete mich nicht hier? ... — Meiner Treu, nein, Herr. — Wo ist mein Neffe? — Herr Obrist, er ist krank, wie er mir diesen Morgen gesagt hat; er ist zu Hause... wo er ohne Zweifel schläft, denn er hat mir verboten, ihn zu beunruhigen. — Und Frau von Berly? — Sie ist unwohl... sie hat streng befohlen, man solle nicht in ihr Zimmer gehen ... Aber Fräulein Aurelie, ich hoffe, daß ich sie werde

sehen können ... ich denke, sie wird weder auf der Jagd noch krank seyn? — Im Gegentheil, Herr, sie hat das Fieber... und ist seit diesem Morgen im Bette.

»Zum Henker! dieses Haus ist also ein Hospital! Wohlan ... weil ich muß, werde ich allein warten!...

Wie der Oberst diese Worte sprach, ließ sich starkes Pferdegetrappel hören ... man erblickte Herrn von Berly und Desjardins, deren Jagd bereits zu Ende war

Der Obrist umarmt seinen Freund. «Wie! du hier?... Deine Leute sagten mir, du werdest zwei Tage abwesend seyn! ... — Ich glaubte es auch, mein lieber Obrist, allein das Schicksal hat es anders beschlossen. Man hatte mir von einer Wölfin gesprochen, deren Schlupfwinkel ich zu entdecken glaubte: als Desjardins und ich ankamen, war gerade das Thier erlegt worden; ich bin wahrhaftig in Verzweiflung darüber gewesen; ich fühlte einen Muth in mir... eine Glut! ... Nun denn! hast du deinen Neffen gesehen? — Nein; ich lange im Augenblick an ... Allein Jedermann bei dir ist krank: deine Frau und mein Neffe sind heimgegangen, um auszuruhen... — Bah!... und diesen Morgen schien es nicht ... es wird nichts seyn ... Mein Freund,

ich wünsche dir Glück zu deinem Neffen; es ist ein herrlicher Junge. Wie, du schreibst mir, daß ich ein liederliches Subjekt sehen werde! er ist im Gegentheil ein sehr gesezter, sehr ordentlicher junger Mann ... Sein ganzes Vergnügen ist, mit meiner Frau Billard zu spielen!.. er geht nicht aus dem Haus... er hat eine Gefälligkeit!... eine Sanftmuth... — In Wahrheit?... wahrlich! die Luft dieser Gegend wirkt Wunder. Ich bin ungeduldig, ihn zu umarmen. — Geh' zu ihm — er wird sehr überrascht seyn ... er erwartet dich nicht: o! ich habe nichts gesagt, ich bin verschwiegen!... — Vorwärts, Benoit, führe mich zu deinem Herrn. — Aber Herr, er hat mir verboten ... — Zum Henker, es gibt kein Verbot für seinen Oheim, Dummkopf! Vorwärts, geh' voraus!...«

Der Obrist folgt Benoit, der ihn nur mit Zittern führt; Herr von Berly bereitet sich seinerseits vor, seine Frau zu überraschen, die ihn erst den folgenden Tag erwartet. Man sagt ihm, Madame liege im Bett und sey krank; allein nichts hält ihn auf; wenn er sich etwas in den Kopf gesezt hat, so vermag nichts seinen Sinn zu ändern, und, überzeugt, daß er seiner Ehehälfte eine angenehme Ueber-

raschung verursachen werde, geht er rasch auf ihr Gemach zu.

Das Schlafzimmer der Frau von Berly war im ersten Stock und ging auf den Garten; Herr von Berly tritt in das anstoßende Kabinet . . . er will weitergehen: die Thüre ist von innen verschlossen; allein Herr von Berly, der mit seiner Frau nicht im gemeinschaftlichen Schlafzimmer wohnt, besizt einen Doppelschlüssel, um bei Nacht, wenn ihn die Liebe wach erhält, das Lager seiner Gattin theilen zu können.

Es ist ein schreckliches Ding um einen Doppelschlüssel!... er sezt vielen Gefahren aus. Indeß war ein Riegel an der Thüre, allein man hatte nicht daran gedacht, ihn vorzuschieben: man war so ruhig!... man glaubte den Gemahl so weit! . . . Unheilvolle Unvorsichtigkeit!

Herr von Berly geht gerade auf das Bett von Madame zu . . . zieht den Vorhang weg . . . und küßt den Hintern Gustav's, indem er den Busen seiner Ehehälfte zu küssen glaubte. Das Haupt Medusa's, Euriale's, Scylla's, die Augen des Basilisken, des Sphynx, die Zähne des Cerberus, die Klauen Astaroths hätten geringern Eindruck auf den

armen Ehemann hervorgebracht, als der Hintern Gustav's. Er steht unbeweglich ... mit starren Augen ... offenem Munde . . . ausgestreckten Armen. Julie hat sich unter die Bettdecke versteckt; allein Gustav, der den Kopf nicht verliert, erhebt sich, ergreift auf gut Glück einige Kleidungsstücke, öffnet das Fenster und springt in den Garten; er springt gerade auf den Rücken seines Oheims, der, nachdem er ihn vergebens in seinem Zimmer gesucht hatte, die Gartenanlagen mit Benoit in der Hoffnung durchstreifte, ihm hier zu begegnen.

Der Oberst fällt auf die Nase; Gustav erkennt seinen Oheim und läuft deßhalb nur um so schneller; der Oheim erkennt seinen Neffen, steht auf und läuft ihm nach; Benoit bleibt ganz erstaunt, als er seinen Herrn im Hemde sieht. Dieser gewinnt einen Vorsprung, zieht jezt seine Beinkleider und seinen Frack an, übersteigt hierauf Mauern, Hecken und Gräben, fängt an im Felde zu laufen, wo er Lukas und Zephir erblickt, wie ich das Vergnügen gehabt habe, Ihnen im Anfang dieses Bandes vorzustellen.

Sechstes Kapitel.

Der Teufel und die schwarze Kuh.

»Wie! du bist es, Benoit?« sagte Gustav, indem er mit seinem Kopf aus der Pfütze auftauchte und den Reiter anblickte, der ihn seit einiger Zeit verfolgte und ihn endlich einholte, gerade als sich Zephir in den Sumpf gemacht hatte.

»Mein Gott, ja, Herr! ich bin hinter Ihnen hergaloppirt mit dem andern Pferde, das ich aus Vorsicht gleichfalls mitgenommen habe. Ach tausend! dort drüben ist es jezt nicht gut seyn: Ihr Onkel hat einen fürchterlichen Zorn! ... er flucht und schreit noch stärker als gewöhnlich. Wie ich dieß gesehen habe...
— Es ist gut, du kannst mir alles das in einem andern Augenblick erzählen: du siehst wohl, daß ich mich zuerst von diesen verfluchten Enten losmachen und diesem braven Mann wieder aufhelfen muß, der hoffentlich nicht verwundet ist.«

Vater Lukas hatte mehr Furcht als Schaden gehabt. Gustav gelang es nur nach vieler Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß er Nichts gebrochen

habe. Man brachte ihn auf Zephir, dessen Wuth gestillt war. Der junge Mann bestieg das Pferd, welches Benoit am Zügel führte, und man begab sich wieder auf den Weg.

Gustav lachte über die Furcht, welche ihm Benoit eingejagt hatte, denn er hatte ihn für seinen Oheim gehalten. Wenn er indeß auf die Begebenheit des Abends zurückkam, wenn er an Julien dachte, die er in einer so kritischen Lage gelassen hatte, so wurde er ernsthaft und nachdenklich. »Was wird sie gemacht haben?« Auf diese Frage brachten ihn seine Betrachtungen immer wieder zurück. Er war zwar überzeugt, daß die Frauen, die immer Geistesgegenwart haben, sich aus den schwierigsten Umständen zu ziehen wissen; allein es gibt Fälle, wo der ganze weibliche Scharfsinn Nichts mehr vermag, und Frau von Berly befand sich gerade in dieser verdrießlichen Lage.

Da indeß der Charakter unseres Helden nicht von der Art war, daß er sich lange hätte betrüben können, so ergriff er seine Partie, bedachte, daß seine Seufzer Nichts an dem Vorgefallenen ändern würden, und überließ seinem guten Stern die Sorgfalt, die Sache wieder in Ordnung zu bringen.

Endlich langt man in Ermenonville an, kommt

über mehrere Brücken (es gibt viel Wasser in dieser Gegend), und steht vor einem ländlichen Hause, das man in Paris eine Barake nennt. Lukas findet die Sprache wieder, als er sich vor seiner Wohnung sieht, und Zephir seine Beine, wie er sich dem Stall nähert.

»Hier sind wir... potztausend! ich war nicht ohne Mühe angekommen ... ich wette, Jedermann schläft. — Nun denn! Vater Lukas, so werden wir Jedermann aufwecken.

Man steigt vom Pferde; Gustav und Benoit poltern wie Taube, während Lukas wie besessen ruft: Marie-Hanne!... Suschen!... Nikolas Toupet!...«

»Und Eurer Frau ruft ihr nicht?« fragte Gustav.

»O! nicht so dumm!... Ich wollen sie nicht aufwecken, sie wär mir böse!... Holla! Marie-Hanne! Nikolas!...«

Endlich öffnet man ein Dachfenster. »Seyd ihr's?« fragt eine rauhe, heisere Stimme. — »Ja doch, Nikolas; komm', mach' mir auf, mein Junge; aber gib Acht, daß du unsre Frau nicht aufweckst.«

Nach Verlauf von zehn Minuten (denn die Bauern sind leichtfüßig wie durchnäßte Hühner) öffnete Nikolas das Hofthor. Er stieß einen großen Schrei der

Verwunderung aus, als er Gustav und Benoit erblickte. »Dieß sind Herren aus der Stadt, welche wir beherbergen müssen,« sagte der Vater Lukas, indem er Zephir in den Stall führte; »du wirst sie in das Zimmer führen, wo unser Vetter Ledru schläft, wenn er hieher kommt, und morgen wird unsre Frau sagen, ob es so recht ist.«

Nikolas schickte sich zu gehorchen an; Gustav hielt ihn zurück: »Glauben Sie uns ohne Nachtessen zu Bette schicken zu können, Vater Lukas? Was mich betrifft, der ich seit drei Uhr Nachmittags Nichts mehr gegessen, seitdem aber bedeutenden Appetit bekommen habe, so sage ich Ihnen zum Voraus, daß wenn ihr mir nicht wenigstens einen Eierkuchen gebt, ich das ganze Haus durcheinander werfe.«

Vater Lukas war sehr in Verlegenheit; seine Frau hatte die Schlüssel zum Küchenschrank und der Speisekammer. Während er darüber nachdachte, hörte man in einem Zimmer des ersten Stocks einen wahren Höllenlärm; als der gute Mann die Stimme seiner Frau erkannte, versteckte er sich hinter alte Fässer; Nikolas trat in den Pferdestall und Benoit, der auch nicht ganz ruhig war, verbarg sich im Kuhstall. Gustav blieb allein, um dem Gewitter die Stirne zu bieten.

Eine kleine dicke Frau, roth und mit Zorn-funkelnden Augen, kommt, immer vier Stufen auf einmal nehmend, die Treppe herunter: »Was bedeutet dieses Gepolter mitten in der Nacht? ... Glaubt dieser Lumpenkerl von Lukas, daß ich eine solche Unordnung dulden werde? ... Warum ist er nicht in Louvres über Nacht geblieben? ... der Säufer! ... mich aufzuwecken, wenn ich schlafe! ... er wird wieder eine Dummheit gemacht haben ...«

Wie Frau Lukas aufhörte zu sprechen, würde sie Gustav gewahr, der mitten im Hofe ruhig abwartete, bis die Bäurin sich beruhige. Erschreckt durch den Anblick eines Mannes, der nicht aus dem Dorfe ist und dessen Aeußeres mehr als verdächtig erscheint (der Schlamm der Pfütze bedeckte die Kleidung Gustavs, und sein Gesicht war in Folge der Schläge mit Füßen und Schnäbeln, welche ihm die Enten beigebracht hatten, ganz blutig), zweifelte Frau Lukas nicht mehr, daß Diebe in das Haus eingedrungen seyen. Sie stößt alsbald durchdringendes Geschrei aus, wirft Gustav eine Heugabel, eine Hacke und einen Besen nach dem Kopf; während sich dieser abwendet, um das Zusammentreffen mit diesen Gegenständen zu vermeiden, eilt sie aus dem Hofe weg und durchrennt

das Dorf, indem sie aus allen Kräften schreit: »Diebe!... Mörder!...«

Die Bauern schlafen fest; die von Ermenonville antworteten auf das Rufen der Frau Lukas nicht; sie ergreift das Mittel, Steine in die Fensterscheiben zu werfen und zu schreien, daß man Feuer an das Dorf legen wolle. Bei dem Wort Feuer, das Jedermann angeht (denn ein Dorf ist bald verbrannt), erwachen die Bauern und laufen zusammen; so wahr ist es, daß wir das immer hören, was uns persönlich interessirt, und daß wir für die Leiden der Andern... Doch keine Betrachtungen; Frau Lukas ist im Hemd und Kittel in den Straßen von Ermenonville; man darf sie nicht dort lassen.

»Wo ist das Feuer?... wo ist das Feuer?...« wird Frau Lukas von den Dorfbewohnern gefragt. — »Meine Kinder, es ist etwas viel Schlimmeres, als dieß!... Ich glaube, es sind Kosaken in dem Dorf eingerückt. — Kosaken!... — Ja, wahrhaftig, sie haben sich schon meines Hauses bemächtigt!... und vielleicht sind meine kleine Suzon und Marie-Hanne wohl schon...«

»Man muß ihnen zu Hilfe kommen,« sprechen alle Klatschbasen, welche die Zufälle des Kriegs nicht

fürchten. Allein die Männer sind viel weniger eifrig. Sie schlagen vor, sich zu Hause zu verschanzen und dort den Feind zu erwarten. Einer der Pfiffigsten des Ortes macht bemerklich, daß man seit langer Zeit nicht von Krieg spreche und daß es keine Kosaken seyen, was Frau Lukas gesehen habe. — »So sind es wenigstens Diebe,« fällt die Bäurin wieder ein; »sie haben einen Höllenlärm gemacht und meine Thüre erbrochen; ich glaubte, es sey mein Mann, der von Louvres zurückkomme, und ich ging hinab, um ihm den Kopf zu waschen... als ich mich dicht vor einem großen rothen und schwarzen Menschen befunden habe... — Ach, mein Gott! dieß ist der Teufel, riefen die Frauen; ihr habt Krallen und einen Schwanz an ihm sehen müssen? — Ich habe seinen Schwanz nicht gerade gesehen, aber ich glaube wohl, daß er einen hatte! was seine Augen betrifft, so glänzten diese nicht mehr und nicht weniger, als glühende Kohlen!

»Man muß dieß sehen,« sagen die Männer, welche den Teufel weniger, als die Kosaken fürchten. — »Man muß den Herrn Pfarrer aufwecken, damit er kommt und den Teufel austreibt,« sagen die Frauen.

Die Dorfbewohner bewaffnen sich mit Mistgabeln, Schaufeln, Hacken und was ihnen sonst in die Hände

fällt; sie bilden ein geschlossenes Bataillon; Frau Lukas begibt sich in den Mittelpunkt, die übrigen Frauen an's Ende des Zugs; hierauf sezt man sich in Marsch, um den Teufel zu bekämpfen, der die Einwohner von Ermenonville aus dem Schlafe geschreckt hat.

Inzwischen entschließt sich Gustav, nachdem er den Besenstiel der Frau Lukas vermieden hat, in das Haus zu treten und sich selbst mit Nachtessen zu bedienen, ohne sich weiter um das Geschrei der Bäurin und den Schrecken des armen Ehemanns, der nicht unter den Fässern hervorzukriechen wagt, zu bekümmern. Benoit hielt sich an seinen Kuhstall; er hatte das Eiter einer Kuh erwischt und that sich mit Milch gütlich, während überall umher Verwirrung war. Was Nikolas betrifft, so hatte diesen das Schreien seiner Herrin in Angst versezt, und da er ebenfalls glaubte, daß Diebe in dem Hause seyen, wagte er es nicht mehr, aus dem Stalle herauszugehen und legte sich der Länge nach neben Zephir nieder.

Unser junger Held geht die Treppe hinauf; er ersteigt zwei Stockwerke, horcht ... und hört Geräusch; er öffnet eine Thüre, die nur leicht geschlossen war; man stößt einen Schrei aus ... Gustav hat eine weibliche

Stimme erkannt; er geht vorwärts ... findet ein Bett ... greift und überzeugt sich, daß Jemand darin liegt ... dieser Jemand ist ohne Zweifel eine Bäurin, aber diese Bäurin hat feste Reize, runde Formen und läßt sich so gefällig befühlen! ... Meiner Treu, spricht Gustav, ich will versuchen, sie zu erweichen; vielleicht bringe ich es dann so weit, daß man mir einen Eierkuchen macht.

Und Gustav vergißt Julie, die ohne Zweifel weint, sich abhärmt und ihn bedauert, und belustigt sich mit Marie-Hanne! ... So sind die Männer, glaubt nun noch an ihre Treue!

Die bewaffneten Bauern kamen in dem Augenblick vor dem Hause des Vaters Lukas an, wo er sich entschloß, seine Fässer zu verlassen: der liebe Mann tritt, durch den Lärm, den er hört, erschreckt, ganz außer sich mitten unter die Menge: »Hier ist schon Einer, ruft Frau Lukas aus; fallet über ihn her; seht Ihr, daß er roth und schwarz ist?«

In der That hatte sich Vater Lukas, der zuerst von dem in der Pfütze aufgefangenen Koth schwarz geworden war, so eben an den kurz erst geleerten Fässern, an denen noch Weinhefe klebte, gerieben. Der arme Mann war nicht kenntlich. Man warf

sich mit Stockstreichen auf ihn; er schreit und macht sich davon. Während man ihn verfolgt, zieht seine Frau an der Spitze der Kühnsten in den Hof ein. Sie ruft Suzon ... dieß ist die Tochter des Vater Lukas, und die Mutter befürchtet, der Teufel möchte sie schon geholt haben.

Suzon öffnet ihr Fenster; sie fragt, was all' dieser Lärm bedeute: man belehrt sie, daß sich ein böser Geist bei ihren Eltern eingeschlichen habe.

Das junge Mädchen will nicht allein in ihrer Kammer bleiben; sie glaubt Meister Satan schon unter ihrem Bett zu sehen. Da die Fenster nicht hoch über dem Boden sind, bringt sie ein Bein hinaus, dann das andere, und läßt sich hinabrutschen ... aber ein Nagel hält den Flügel ihres Hemdes fest, und das hübsche Hintertheil Suzon's findet sich als Spalier blosgestellt.

»Macht die Augen zu!« schreit Mutter Lukas ... Die Landleute halten im Gegentheil ihre Fackeln noch mehr in die Höhe, um die Gegenstände besser unterscheiden zu können. — »Ach, meine Mutter! ruft Suzon aus, ich bin sicher, daß es der Teufel ist, der mein Hemd festhält ... der Herr Schulmeister sagt, daß er immer damit die Mädchen in seine Klauen bringt.«

»Halt, mein Kind, im Kuhstall ist eine Leiter; ich will gehen, dich loszumachen. Gevatter Thomas holt sie uns doch!«

Thomas geht auf den Kuhstall zu, dessen Thüre angelehnt war; er öffnet . . . alsbald kommt eine schwarze Kuh heraus, wirft Thomas über den Haufen und stürzt sich wüthend mitten unter die Dorfbewohner, indem sie ein schreckliches Gebrülle ausstoßt.

Man wird sich erinnern, daß sich Benoit in den Kuhstall zurückgezogen hatte und daß er sich, da er die warme Milch sehr liebte, damit beschäftigte, das Eiter einer Kuh zu pressen, die damals nicht viel Milch haben konnte, weil Marie-Hanne die Gewohnheit hatte, sie jeden Abend zu melken. Benoit, der mit aller Gewalt seinen Durst löschen wollte, drückte so stark, als er nur konnte, die Zitzen des armen Thiers, das dieser Behandlungsweise endlich müde wurde. Schon zeigte dumpfes Gebrülle die Ungeduld und den Zorn des Thiers an. Benoit wußte nicht, welche Kuh schrie, und fuhr fort, das in seiner Hand befindliche Eiter zu pressen; er wäre gerade ein Opfer seiner Naschhaftigkeit geworden, als Thomas durch Oeffnen der Kuhstallthüre den Gang der Begebenheiten änderte.

Die erschreckten Bauern, die in ihrer Mitte eine wüthende Kuh sehen, in dem Augenblick, wo sie einen Teufel suchen, zweifeln nicht, daß das arme Thier vom Dämon besessen sey. Gerade ist es eine schwarze Kuh, und meine Leser wissen oder wissen nicht, daß die bösen Geister diese Farbe besonders lieben. Mit einem schwarzen Huhn beschwört man die Dämonen, Kobolde und Poltergeister. In Wahrheit, die Marschallin von Ancre wurde in Paris verbrannt, weil sie beim Vollmond einen weißen Hahnen getödtet hatte, Niemand aber zweifelt daran, daß wenn der Hahn schwarz gewesen wäre, der Teufel die Marschallin hätte retten können.

Die Dichter haben diese Farbe angenommen, um damit den Teufel in den Leib zu bekommen; denn Voltaire sagte, man müsse eingeteufelt seyn, um gute Stücke zu machen; er selbst nennt die dramatischen Werke, Werke des Teufels.

Die Aerzte tragen sich schwarz (einige Spaßvögel haben gesagt, sie trauern um ihre Kranken); ich glaube im Gegentheil, daß es geschieht, um sich den Teufel geneigt zu machen, damit er sie die Mittel lehre, die Pest, die Krätze, den Aussatz, die Wassersucht, die Fallsucht, die Auszehrung, den Wahnsinn und

andere hübsche Krankheiten, die uns sicherlich nur von der Hölle zukommen, zu heilen.

Die Magier endlich tragen lange schwarze Talare! ... Sie werden mich vielleicht fragen, was denn Magier seyen? Ich werde Ihnen antworten, daß es Leute sind, die die Gesetze der Natur umstoßen wollen, d. h. das Unmögliche möglich machen. In Wahrheit, ich habe niemals Zauberer gesehen; aber es muß wohl welche gegeben haben, weil man ehemals in Europa eine auf die Magie gegründete Jurisprudenz gesehen hat, so wie wir heute eine auf Diebstahl und Mord gegründete haben; und die Völker konnten nicht umhin, an die Magier zu glauben, weil die Obrigkeiten daran glaubten.

Es scheint, daß sich die Zauberer gerne braten ließen; denn so viele man auch verbrannte, so sah man doch immer neue aus allen Enden der Welt hervorkommen. Heut zu Tage, wo man sich begnügen würde, sie in die Zuchthäuser zu stecken, sieht man weder Zauberer noch Magier mehr. Wir haben einige Kartenschlägerinnen und Wahrsagerinnen, dieß ist Alles; und zudem sinkt das Handwerk täglich mehr.

Die Dorfbewohner drängen, drücken, werfen einander über den Haufen und lassen ihre Fackeln fallen.

Die wüthende Kuh rennt aus dem Hof und spaziert im Dorfe umher. Suzon steigt zurück und sezt sich rittlings unter das Fenster, indem sie zwischen der Furcht vor dem Teufel und der schwarzen Kuh schwebt.

Die Bauern sehen nicht mehr helle, dieß vermehrt ihren Schrecken noch. Indeß belebt Mutter Lukas ihre Lebensgeister wieder, versichert, daß die Kuh fortgelaufen sey, daß der Teufel wahrscheinlich in dem Körper des Thiers die Flucht ergriffen habe, und es sich nur darum handle, den Frieden im Hause wieder herzustellen.

Deßhalb muß man damit anfangen, sich darin umzusehen, und um sich Licht zu verschaffen, steigt man in die Kammer von Marie-Hanne, die Feuerzeug und Zunder hat. Mutter Lukas entschließt sich, an der Spitze der am wenigsten Furchtsamen in die Mansarde hinaufzuklimmen.

Man langt vor der Thüre Marie-Hannen's an, und hört unterdrücktes Stöhnen, Seufzen und Aechzen. »Ach! meiner Treu, sagt Mutter Lukas, hier ist der Teufel und bemächtigt sich Marie-Hannen's.«

Die Bauern wagen nicht, die Thüre zu öffnen; sie drängen sich dicht aneinander.

»Höre einmal, Marie-Hanne, ruft die Bäurin, ist

der Teufel in deine Kammer gekommen?...— Ja... ja... aber laßt mich nur machen... ich werde ihn schon allein zu bekämpfen wissen. — Nimm dich in Acht, daß er nicht in deinen Körper eindringt.... Er nimmt alle möglichen Gestalten an; halte nur deinen Athem gut zurück!... — Er ist schon dreimal eingedrungen; aber er bleibt nicht!... Ich werde ihn schon fortzujagen wissen... Seht... es ist aus... jezt geht er fort....«

Die Bauern, die nun erwarteten, den Teufel aus der Kammer herauskommen und mit seinen Tatzen auf sie losspringen zu sehen, purzeln die Stufen der Treppe hinunter und kommen athemlos im Hofe an, wo ein anderer Schrecken ihnen vorbehalten war. Die Weiber, die beim Kuhstall geblieben waren, überzeugt, daß der Teufel so eben in der Gestalt einer Kuh durchgegangen sey, wollten, um sich der Wahrheit zu versichern, nachsehen, ob die schwarze Kuh auch wirklich fortgegangen sey: der Tag begann anzubrechen, doch konnte man die Gegenstände nur mit Mühe unterscheiden. Einige Bäuerinnen kommen in den Pferdestall, die andern treten richtig in den Kuhstall; sie gehen vorwärts, laufen, ohne auf ihre Füße zu sehen, und die einen erwischen den Kopf

Benoit's, die andern die Beine des Nikolas. Diese Herren waren auf dem Mist eingeschlafen ... Als sie fühlten, daß man auf ihnen herumlaufe, stoßen sie Geschrei aus.

Die Bäuerinnen eilen noch viel stärker schreiend davon; sie glauben auf Kobolde getreten zu haben. In diesem Augenblick kamen die von den Reden der Marie-Hanne erschreckten Bauern, immer vier Stufen überspringend, die Stiege herab. »Das Haus ist voll von Zauberern,« sprechen die Weiber. »Der Teufel ist der Marie-Hanne dreimal in den Leib gefahren,« sprechen die Männer. »Wir bleiben nicht hier! ... gehen wir heim! ... gehen wir heim!« Dieß ist das allgemeine Geschrei.

Suzon bringt ihre beiden Füße wieder vor das Fenster hinaus, springt und gelangt dießmal auf den Boden. Sie drängt Thomas, Thomas die Mutter Lukas, welche den Küfer drängt; dieser drängt die Obsthändlerin, leztere den Gewürzkrämer und so fort. Indem sie so einander fortdrängten, kamen sie vor dem Schlosse an; hier hörten sie auf zu drängen, und thaten wohl daran; denn sie wären sonst in's Wasser gefallen, mit dem dieser Ort umgeben ist.

Siebentes Kapitel.

Ermenonville; Marie-Hanne, Suzon.

Wenn man Vernunftgründe suchte, ehe man sich einem panischen Schrecken überläßt, wenn man einander anhörte, ehe man sich streitet, wenn man nachdächte, ehe man eine Dummheit begeht, wenn man einander vorher wohl kennen lernte, ehe man einander heirathet; dann hätten die Kinder nicht mehr vor dem Pelzmann Furcht, die jungen Mädchen zitterten nicht, ehe sie in den Keller hinabgingen, die Dorfbewohner würden an einem Kirchhof vorübergehen, ohue die Hinterbacken zusammenzudrücken und die Augen zu schließen; hübsche Frauen würden Abends ohne Schauer die Romane Lord Byron's und der Anna Radcliff lesen, die Sarmaten, Ungarn und Moldauer glaubten nicht mehr an Vampyre, die Schotten an das doppelte Gesicht, die Säugammen an Währwölfe und alle schwachen Geister an Wiederkommende, Gespenster und Erscheinungen. Man erlebte dann weniger Kriege, weil die Souveraine keine Gesandten mehr hätten, die sich nur damit beschäftigten,

einander auf Spaziergängen vorzufahren (was ehemals der Anlaß zu vielem Blutvergießen war); und wenn es auch vorkäme, so würden sie ihre Kutscher dafür verantwortlich machen und nicht ein ganzes Volk, das genöthigt wird, zu den Waffen zu greifen, weil ein Pferd dem andern vorgekommen ist. Leute, die miteinander zu Mittag gespeist und den Abend beisammen zugebracht haben, würden nicht plötzlich wüthenden Hahnen gleich seyn, weil die Politik der Gegenstand ihrer Unterhaltung geworden; zwei junge Männer würden einander nicht den Hals abschneiden oder eine Kugel durch den Kopf jagen, weil einer dem andern auf den Fuß getreten hat; dann würde ein junger Mensch kein ehrsames Mädchen, das er nicht heirathen wollte, zu verführen suchen; ein verheiratheter Mann würde nicht zu liederlichen Weibern gehen, die ihm Uebel anhängen, welche er seiner Frau mittheilt; man würde nicht auf die Roulette gehen, seine Ehre auf's Spiel setzen und seinen Beutel zu leeren, zu Gunsten der Herrn Spielhaus-Pächter; man würde nicht in die Lotterie setzen, um der Regierung ein Vergnügen zu machen, und man würde nicht die großen Zirkel besuchen, wo man reichlich mit Punsch, Gefrorenem und Sorbet

bewirthet wird, die man aber in einem einzigen Spiel Pharo oder Ekarté hundertfach bezahlt. Dann würde ein Greis kein junges Mädchen, ein Eifersüchtiger keine Kokette, eine gefühlvolle Frau keinen Liederlich, eine ordnungsliebende Frau keinen Säufer, eine Liebenswürdige keinen Dummkopf und ein Mann von Geist keine Frömmlerin heirathen. Dann würde es einige gute Ehen geben, und die Kinder würden nicht so häufig den Hausfreunden gleich sehen.

Wenn endlich Frau Lukas ruhig die Treppe herabgekommen wäre, so hätte sich ihr Ehemann nicht hinter den Fässern versteckt; Benoit nicht im Kuhstall; Nikolas nicht im Pferdestall: sie hätte Gustav nicht für einen Dieb oder einen Teufel gehalten und alle Einwohner von Ermenonville hätten die Nacht in ihrem Bette zugebracht.

Als die Bauern entfernt waren, kam Gustav mit Marie-Hanne herab (der er recht gut gezeigt hatte, was er sey und die durchaus keine Furcht vor ihm hatte). Er fand Benoit und Nikolas, die aus ihren Schlafkammern hervorgekrochen waren, im Hofe. Man theilte sich gegenseitig mit, was man wußte. Die dicke Marie-Hanne lachte viel über den Schrecken ihrer Herrin; Gustav säuberte sein Gesicht, während

Benoit seine Kleidung puzte; Nikolas Toupet war sehr in Unruhe um seinen Herrn und Jungfer Suzon. Bald hörte man großen Lärm von der Straße her: es waren die Dorfbewohner, welche wieder zurückkamen; da es aber jezt heller Tag war, und Marie-Hanne Gustav versicherte, daß er viel zu hübsch sey, um die Mütter des Orts zurückzuschrecken, erwartete unser Held ganz ruhig die Ankunft derer, die er so sehr erschreckt hatte.

Mit dem Tag wurden die Bauern herzhafter; sie waren schon entschlossen, das bezauberte Haus zu durchsuchen, als sie in die Hauptstraße einlenkend, einen Landmann erblickten, der eine schwarze Kuh führte.

»Da ist das schwarze Vieh,« sagen die Bäuerinnen. — »Dieß ist mein Mann,« ruft Frau Lukas.

Es war in der That Vater Lukas, der, nachdem er sich vom Schlamme gereinigt und in einem der Gräben des Schlosses gewaschen hatte, damit er nicht mehr für einen Dieb gehalten werde, mit seiner schwarzen Kuh, die er ganz allein in den Straßen von Ermenonville spazierend gefunden hatte, nach Hause zurückkehrte.

Man ging auf einander zu und erklärte sich. Vater Lukas beklagte sich über die Stockstreiche, die

er erhalten hatte. Er erzählte sein Zusammentreffen mit dem jungen Fremden, seinen Fall in den Sumpf und seine Ankunft mitten in der Nacht. Man fing an, zu begreifen, daß der Teufel mit allem dem nichts zu schaffen habe. Mutter Lukas zankte ihren Mann, ihr einen jungen Mann hergeführt zu haben, der das ganze Haus in Allarm bringe; als sie aber erfuhr, daß der junge Mann reich sey, weil er einen Diener und zwei Pferde habe; als sie besonders vernahm, daß er großmüthig und geneigt scheine, seine Wirthsleute gut zu bezahlen, legte sich ihr Zorn; sie wurde der besten Laune uud erlaubte ihrem Ehemann, sie zu küssen, als Entschädigung für die erhaltenen Stockstreiche.

Man langt in dem Hause, dem Schauplatz der Begebenheiten dieser Nacht an. Der Ton, die Miene und die Manieren Gustav's thaten vollends das Ihrige, daß die Falten im Gesicht der Frau Lukas verschwanden (unser Held war bei Gelde); Benoit hatte einen Theil der Kleidungsstücke seines Herrn mitgebracht, und in einer Weste befand sich glücklicherweise die Börse mit den zweihundert Louisd'or, welche der Obrist seinem Neffen geschickt und welche auszugeben sich diesem bei Herrn von Berly keine Gelegenheit gefunden hatte.

Unser Held, der wohl sah, daß man vor Allem Frau Lukas gefallen müsse, schob derselben einen Louisd'or in die Hand, um ihr die Furcht in Vergessenheit zu bringen, die er ihr sehr unwillkürlich gemacht hatte.

Nun wurde alles im Hause in Bewegung gesezt, um denselben Menschen gut zu bewirthen, den man beinahe mit Schaufel und Besenwürfen getödtet hatte. Man räumte ihm das schönste Zimmer ein, bereitete ihm ein gutes Frühstück und stellte es Benoit anheim, ob er selbst die Kühe melken und vom Morgen bis zum Abend Milch trinken wolle, wenn ihm dieß Vergnügen mache.

Eine einzige Sache beunruhigte die Bäuerinnen und selbst Frau Lukas noch ein wenig: was wollte Marie-Hanne mit ihrem Kampf und ihrem Teufel sagen, der ihr dreimal in den Leib eingedrungen sey? es war also doch irgend etwas Außergewöhnliches im Haus. Man läßt die Magd kommen und befragt sie.

»Poztausend! erwiederte Marie-Hanne, ich erinnere mich jezt wohl, daß ich einen bösen Traum hatte, und daß mich der Alp zum Ersticken drückte, wie ihr heraufgekommen seyd, und daß ihr mich plötzlich aufgeweckt habt!... meiner Treu!... jezt, glaube ich, daß ich euch ganz einfach meinen Traum erzählt habe.«

Die Landleute lachen über ihren Schrecken und den Traum Marie-Hannen's, daß sie sich den Bauch halten müssen; Leztere lacht auch über das, was sie gesagt, und vielleicht auch über das, was sie gethan hat. Kurz, die Ruhe ist wieder hergestellt und jeder geht wieder seinem gewöhnlichen Tags-Geschäft nach.

Nachdem Gustav gut gefrühstückt hat, zieht er sich mit Benoit in sein Zimmer zurück und befiehlt seinem Diener, ihm so gut als möglich zu erzählen, was bei Frau von Berly nach seiner Flucht vorgekommen sey.

»Wahrlich, Herr, antwortet Benoit, ich will Ihnen sagen, was ich gesehen und gehört habe: Erstlich ist Ihr Oheim, den Sie, als Sie aus einem Fenster herabkamen, zu Boden geworfen hatten, wieder aufgestanden, um Ihnen nachzulaufen; aber Sie gingen so schnell, daß er wohl gesehen hat, er könne Sie nicht einholen; hierauf kam er gegen mich her und fragte mich, seit wann Sie ein Narr geworden seyen, denn da er Sie im Hemd über Hecken und Gräben springen sah, glaubte er, daß Sie den Verstand verloren hätten. In diesem Augenblick lief Herr von Berly mit ganz zerstörter Miene herbei und rief Ihrem Herrn Oheim schon von Weitem zu: Ihr Neffe hat mich zum Hahnrei gemacht! ich habe

ihn so eben bei meiner Frau im Bett angetroffen!... — Ich war dessen gewiß, fiel der Herr Oberst sogleich ein; ich hätte gewettet, daß der Schlingel sich über Sie, über Ihre Nichte und mich lustig machte!... Alsdann hat Ihr Herr Onkel geflucht, wahrlich!... wie er flucht, wenn er im Zorn ist; Herr von Berly machte große Ausrufungen, in welchen er seine Frau, die Heirath und den Billardsaal unter einander brachte. Ich ging gegen das Haus zurück, als ich der Köchin begegnete... Sie wissen, Herr, die, welche mir Sauerampfer auf... meine Wunde legen ließ; es ist im Grund eine gute Frau, und die Sie sehr liebt, Herr; denn wie sie mich erblickte, hat sie zu mir gesagt: »Ei nun! Dummkopf, wirst du deinen Herrn ohne Kleider auf dem Felde herumlaufen lassen? Geh sogleich in sein Zimmer hinauf, nimm seine Effekten und sein Geld, gehe hierauf in den Stall, besteig dein Pferd, führe das deines Herrn am Zügel und galoppire ihm nach; man wird dir leicht den Weg, den er genommen hat, bezeichnen können: ein nackter Mensch macht sich bemerklich. Ich habe gethan, Herr, wie die Köchin mir gesagt hat, und Sie wissen, wo ich Sie wieder eingeholt habe.«

»Es ist gut, Benoit; jezt laß mich; aber so lang

wir in dieser Wohnung bleiben, laß dir nicht wieder einfallen, die Kühe ohne meine Erlaubniß zu melken. — Seyen Sie ruhig, Herr, ich habe zu sehr Furcht gehabt!... Ich möchte kein Schaf mehr melken!...«

Wie Gustav allein war, dachte er darüber nach, was er thun solle: es war nicht möglich, mit Julien, die zudem vielleicht streng beaufsichtigt war, einen Briefwechsel zu unterhalten. Indeß brannte er, sie wissen zu lassen, daß er sie immer noch anbete; diese Versicherung sollte für die ein Trost seyn, die ihm ihre Ruhe und ihren Ruf geopfert hatte.

»Ich muß ihr schreiben; vielleicht finde ich durch die Vermittlung der guten Köchin das Mittel, ihr den Brief in die Hand zu spielen. Allein ich kann Benoit diesen Auftrag nicht ertheilen... er ist zu linkisch; er würde irgend eine Dummheit machen... die Bauern verstehen sich kaum darauf, einen Liebeshandel zu führen... Ei poztausend! ich werde selbst gehen, indem ich die Vorsicht ergreife, mich zu verkleiden. Aber ich muß warten, bis die ersten Augenblicke vorüber sind; alsdann wird die Wachsamkeit des Ehemanns nachlassen, und ich werde leichter zu meinem Zwecke gelangen. Bringen wir acht Tage in Ermenonville zu... acht Tage!... arme Julie!...

das ist sehr lang!... allein man muß. In acht Tagen wird mein Onkel wieder nach Paris zurückgekehrt seyn, und ich darf nicht mehr fürchten, ihm zu begegnen.«

Nachdem dieser Plan festgestellt ist, handelt es sich darum, zu wissen, was man acht Tage lang in einem Dorf treiben wird. Allein dieses Dorf ist Ermenonville, dessen Name allein rührende Erinnernngen hervorruft und dessen bezaubernde Lage den am wenigsten für das Landleben eingenommenen Menschen verführen würde. Joseph II. hat hier in einer Hütte gespeist; Gustav III. es besucht; und Jean Jacques Rousseau die lezten Augenblicke seines Lebens hier zugebracht; Herr Saint-Réal kann sich also wohl einige Tage hier gefallen. Und dann gibt es eine gewisse Marie-Hanne, die sich sehr gut mit dem Teufel schlägt, und eine kleine Suzon, deren hübsche Miene die Erinnerungen einer unglücklichen Liebe zerstreuen kann. Nun, unser junger Mann wird sich in Ermenonville nicht langweilen.

»Wir wollen damit beginnen, Bekanntschaft mit diesem Ort zu machen,« sagt Gustav. Er geht die Treppe hinab und findet Frau Lukas, beschäftigt, Tauben für das Mittagessen zu rupfen, während ihr Mann die Hühner füttert.

»Madame Lukas, ich möchte das Dorf und die Umgegend durchstreifen. — Kennt der Herr unsern Ort nicht? — Nein, Frau Lukas; ich bin besonders gekommen, um ihn kennen zu lernen, und habe den Aufenthalt in einem ruhigen Hause dem in einer Herberge, wo man häufig sehr übel wohnt, vorgezogen. — Sie haben wohl daran gethan, mein Herr; o! Sie können bei uns wohnen, so lange es Ihnen gefällt; es hindert uns nicht; im Gegentheil. — Ich danke Ihnen, Frau Lukas. — Sie werden über die Gegend entzückt seyn... o! Sie werden schöne Dinge sehen!... — Die, welche ich schon gesehen habe, schienen mir recht artig. — Was! Sie sind bei Nacht angekommen!... Sie haben nichts sehen können. Der Park des Schlosses ist hübsch! — Könnte ich dort eintreten? — Ja freilich!... meine Tochter wird Sie hinführen... das Schloß wird in dem Augenblick nur von dem Hausvogt bewohnt... Suzon... Suzon...«

»Ich will den Herrn hinführen, sagt Marie-Hanne, indem sie vortritt. — Nein, nein!... du mußt Butter und Käse machen; Suzon wird gehen.«

Marie-Hanne ist mit dem Vorzug, den man Suzon gegeben, nicht zufrieden; sie macht sich mit Aerger wieder an den Käse.

Das junge Mädchen sezt ihr schönes Häubchen auf, zieht ihre Sonntagsschürze an und macht sich freudig bereit, den schönen Herrn zu führen. Allein die Mama, welche ihrem Gast ein Vergnügen zu machen gedenkt, wenn sie ihn begleite, befiehlt ihrem Mann, die Tauben zu rupfen, auf das Essen Acht zu geben und schickt sich an, der Tochter zu folgen; zudem könnte die Kleine mit einem jungen Herrn aus der Stadt, der zwar sehr ehrbar scheint, jedoch bei hübschen Mädchen sich sehr aufgeweckt zeigt, nicht sicher seyn. Und dann, was würde Nikolas Toupet sagen, wenn er bei seiner Rückkunft vom Felde vernähme, daß Suzon allein mit dem Fremden ausgegangen sey? Und Sie werden wissen, daß Nikolas Toupet der Zukünftige der Jungfer Suzon ist?

Man bedurfte also der Begleitung der Mama. Suzon hätte es lieber gesehen, mit dem jungen Manne allein zu seyn, ohne gerade zu wissen, warum, und Marie-Hanne war im Gegentheil mit dieser neuen Anordnung zufrieden. Was Gustav betrifft, so betrachtete er Suzon, die sechzehn Jahre alt war, blaue Augen, schöne Zähne, einen ganz frischen Mund und sehr schwarze Haare hatte. Er seufzte, wie er sah, daß Frau Lukas ihre Schürze anzog; er hätte noch weit

mehr geseufzt, wenn er den vorigen Abend Suzon gesehen hätte, wie sie durch das Hemd festgehalten war und Reize zeigte, bei denen alle Marie-Hannens erblassen mußten!

Man geht weg, durchschneidet einen Theil des Dorfes und Gustav bemerkt auf dem Wege, daß alle Bewohner herrliche Zähne haben, was man wohl der Gesundheit des Wassers zuzuschreiben hat.

Man tritt in den Park des Schlosses. Welch' bezaubernder Aufenthaltsort! . . . frische Schattenpartien, prächtige Rasenplätze, Bäche, die sich schlängeln und durchkreuzen, Kaskaden, einsame Grotten, mit Blumen geschmückte Wiesen, ein See, der die Mauern des Schlosses bespült und auf dessen Ufern sich ein antiker Thurm erhebt, der mit Epheu und Geisblatt umrankt ist. Von einer Rotonde vor dem sogenannten Thurm Gabrielen entdeckt man eine köstliche Landschaft; eine alte Wappenschilderei ist auf der Vorderseite der Rotonde angebracht: an diesen Orten erinnert alles an die alten Paladine und an die Zeit der Turniere und des Ritterwesens. Wie Schade, daß dieses Monument in Trümmer zu fallen droht!

Unten am Thurm bietet eine Fähre, welche durch zwei Seile, die von einem Ufer zum andern gehen

und in kleinen kupfernen Rollen laufen, festgehalten ist, die Bequemlichkeit hin und her zu fahren, indem man selbst eines der Seile anzieht, das die Fähre hält.

In dem die Wüste genannten Theil erblickt man auf einer Anhöhe, von der man die ganze Gegend übersieht, das Häuschen von Jean=Jaques. Dieses Häuschen fällt gleichfalls in Trümmer: sollte man nicht zu erhalten suchen, was die Erinnerung an einen großen Mann zurückrufen kann?

Unter einer von einem Bache umgebenen Grotte schreibt Gustav folgende Verse ab:

O limpide fontaine! ô fontaine chérie!
Puisse la sotte vanité
No jamais habiter la rive humble et fleurie!
Que ton simple sentier ne soit point frequenté
Par aucu tourment de la vie,
Tels que l'Ambition, l'Envie,
L'Avarice et la Fausseté.

Un bocage, si frais, un séjour si tranqnille
Aux tendres sentimens doit seul servir d'asile;
Ces rameaux amoureux, entrelacés exprès,
Aux Muses, aux Amours offrent leur voile épais,
Et le cristal d'une onde pure
A jamais ne doit réfléchir
Que les grâces de la nature
Et les images du plaisir.

»Wenn Julie bei mir wäre, dachte Gustav, dann würde ich Suzon und ihre Mutter heimschicken, ich

würde mich auf diese Moosbank setzen, wo so viele Andere glücklich gewesen sind, wenigstens nach den Inschriften zu urtheilen, mit denen dieser Stein bedeckt ist!... Die Liebenden sind sehr unverschwiegen!... ist es nothwendig, daß die Fremden, kurz alle die, welche sich hier ergehen, wissen, daß Herr und Frau *** hieher gekommen sind, um der Liebe zu pflegen? . . . schreibt wenigstens nur die Taufnamen auf.«

Man geht aus dem Park, auf die andere Seite des Schlosses. Hier ist die Pappelinsel, wo Jean Jacques ruht. Um auf diesen Theil des See's zu gelangen, muß man durch ein altes Gebäude gehen, das ehemals eine Mühle war und jezt nicht mehr bewohnbar ist. Man befindet sich auf einem mit Trauerweiden bekränzten und von allen Seiten mit Wasser umgebenen Weg; vor der Insel ist ein Nachen, mittelst dessen man das Grab des Naturmenschen besuchen kann: so wird er wenigstens auf dem einfachen Denkmal, das seine Asche umschließt, genannt. Eine kurze, auf einem Pfahl angeheftete Inschrift fordert die Besucher der Pappelinsel auf, Nichts auf das Grab von Jean Jacques zu schreiben. Diese Inschrift ist nicht beachtet worden; denn die Sucht,

seinen Namen auf merkwürdige Denkmale zu krizeln, wird eine nothwendige, unvermeidliche Sache: man vergißt nicht, ein Messer oder Federmesser mitzunehmen, wenn man die Katakomben, die Gräber von Saint-Denis u. s. w. besucht. Bei Grotten, Bosketen lasse ich es mir noch gefallen, aber welchen Reiz kann man darin finden, neben Jean Jacques Rousseau die Namen Philipp, Franz, Justine zu lesen?

Es gibt in Deutschland, der Schweiz und in England in den bei interessanten Landschaften und Denkmalen gelegenen Gasthöfen Erinnerungsbücher, die bestimmt sind, die Gedanken der Reisenden in Prosa oder in Versen aufzunehmen: diese Erinnerungsbücher in welche etwas zu schreiben, man eingeladen wird, werden selten gefüllt: weil es leichter ist, seinen Namen, als einen Gedanken zu schreiben.

Nachdem man einige Zeit auf dem Wasser umher gefahren war, schlugen Gustav und seine Führerinnen den Weg nach ihrem Hause wieder ein, wo ein gutes Mittagessen ihrer wartete. Man sezt sich zu Tisch; hier gibt es kein Ceremoniell, keine Etikette, keinen Zwang; Suzon, ihre Eltern, Gustav, Marie-Hanne und Nikolas Toupet sitzen an derselben Tafel. Benoit, der immer von seinen Pflichten durchdrungen

ist, will hinter seinem Herrn bleiben, um ihn bedienen, und nur mit vieler Mühe kann ihn Gustav dazu bewegen, sich in eine Ecke am Ende der Tafel zu setzen, wo man ihm zu essen gibt.

Mutter Lukas, welche ein wenig übelredend ist, erzählt Gustav während des Mahls alle Abenteuer der Gegend und die Geschichte ihrer Nachbarn, sie unterbricht sich nur, um ihrem Mann zu befehlen daß er zu trinken einschenke und Suzon, sich gerade zu halten. Die Kleine saß an der Seite des Herrn, der sie lächelnd betrachtete, was sie erröthen machte; denn auf dem Lande ist man weniger an diese Dinge gewöhnt, als in der Stadt.

Mutter Lukas war an der Geschichte der Tischlerin, die ihre Tochter nach Paris gebracht hatte, um aus ihr eine große Dame zu machen. »Um damit zu Ende zu kommen, mein Herr,« sprach sie, nachdem sie den Teller Gustav's, der schon nichts mehr hinunter bringen konnte, gefüllt hatte. »Sie wissen also, daß dieses Mädchen in Paris ein warmes Nest gefunden hat! ... Trinken Sie doch, mein Herr... Auf Ihre Gesundheit, wenn Sie es gütigst erlauben wollen... Auf einmal, ohne daß man weiß, wie und woher, hat sie eine Kutsche mit zwei

Pferden... Lukas schenk doch zu trinken ein, statt hinzusitzen und nichts zu thun... Sie essen nicht, mein Herr... Aber was das Sonderbarste ist, um damit zu Ende zu kommen, diese hübsche Jungfer... Halte doch den Kopf in die Höhe, Suzon. . Also sie ist in einer Kalesche gekommen, um das Dorf zu besuchen... Schenk doch zu trinken ein, Lukas... Noch ein Stück, mein Herr... Und werden Sie es glauben, daß sie nicht bei ihren Eltern gewohnt hat? ah, gut, ja!... sie hatte den Ton einer Prinzessin!... Sie essen nicht, mein Herr... Lukas, was machst du denn? statt dem Herrn zu trinken zu geben... Auch hat man sich, als man dieß in dem Ort gesehen, über die Eltern lustig gemacht, die aus ihrer Tochter eine große Dame bilden wollten... Auf Ihr Wohlseyn, das Ihrer Frau Mutter, Ihres Herrn Vaters, Ihrer Freunde und Bekannten... Und Sie werden zugeben, daß man Recht hatte; denn wie jener Andere sagt: Derjenige, welcher, mit Respekt zu sagen, einen Wind höher steigen lassen will, als der Hintern ist, derjenige, sage ich...«

Die Mutter Lukas wurde durch Nikolas unterbrochen, der einen Schrei und einen derben Fluch ausstieß, weil man ihm auf sein Hühnerauge

trete. Der Vater Lukas, gerade damit beschäftigt, einzuschenken, ließ die Flasche auf den Tisch fallen; der Wein floß in eine Schüssel mit Hühnerfrikassee, Marie-Hanne biß sich in die Zunge, um nicht zu lachen, Benoit schluckte falsch.

Man verließ die Tafel; Frau Lukas machte ihrem Mann eine Scene über seine Ungeschicklichkeit, Gustav unterhielt sich mit Suzon; aber Marie-Hanne verlor beide nicht aus dem Gesicht: eine Bäuerin hat Leidenschaften, wie eine Dame aus der Stadt; die Leidenschaften geben den Dummen zuweilen Geist und machen Leute von Geist sehr dumm.

Nach Tische ging Gustav allein in dem Gehölz spazieren: er dachte an Julie, und das Mittel, das er in Anwendung bringen wollte, ihr einen Brief in die Hände zu spielen. Der Anblick der Gesträuche, des grünen Waldbodens rief ihm den hübschen Billardsaal und die süßen Unterrichtsstunden, die seine Schülerin so gerne empfing, in's Gedächtniß zurück; er verfluchte die Ehemänner und die Oheime; besonders seine Unvorsichtigkeit: Ach! wäre doch der Riegel vorgeschoben gewesen!...

Indem er wieder nach dem Dorfe zurückging, dachte er an Suzon, an ihre schüchterne Miene und ihre

unschuldsvolle Haltung: »Gehen wir, sagte er, ich habe Unrecht gethan, ihr an das Knie zu stoßen und ihr auf den Fuß zu treten. Diese Kleine ist die Schamhaftigkeit selbst; und ich will ihr Ideen eingeben!... Ich mache sie erröthen!... Ach! dieß ist schlimm!... Ich liebe die Frauen, das ist sehr gut; ich bin unbeständig!... das ist nicht mein Fehler; ich mache einen Ehemann zum Hahnrei; wenn ich es nicht thäte, würde es ein Anderer für mich thun!... Man erweist sogar den Ehemännern einen Dienst, wenn man ihre Gattinnen auf die Probe stellt: die, welche nur gesezt ist aus Mangel an Gelegenheit, hat kein großes Verdienst; aber man muß ein unschuldiges Mädchen nicht verführen und es darauf ankommen lassen, das Unglück ihres Lebens zu machen! Wiewohl man mich einen liederlichen Gesellen heißt, so habe ich mir doch einen solchen Fehler nicht vorzuwerfen. Was die Frauenzimmer betrifft, die, wenn sie aus ihrem Pensionat treten, in der Theorie besitzen, was ihnen in der Praxis mangelt, die ist es wohl erlaubt anzugreifen; sie wissen, was ein Liebender wünscht, und was sie zu thun haben.«

Gustav kommt also zu Lukas mit dem festen Entschluß zurück, Suzon nicht mehr zum Erröthen zu

bringen; was überdieß für Nikolas Toupet, dem es schon genug war, daß man ihm auf den Fuß getreten hatte, unangenehm seyn konnte.

Man erwartete den jungen Mann mit dem Nachtessen. Bei den Dorfbewohnern kennt man in der Woche nur die drei Dinge: arbeiten, essen und schlafen. Gustav ißt, er hat nichts Besseres zu thun; dann geht er in sein Zimmer, um durch den Schlaf sich von den Anstrengungen der vorhergehenden Tage zu erholen. Marie-Hanne sieht ihn die Treppe zu seinem Zimmer hinaufgehen; sie sucht in seinen Augen zu lesen, aber der junge Mann hat Ruhe nöthig und schenkt der Augensprache des dicken Mädchens keine Aufmerksamkeit; er tritt ein und verschließt sich in sein Zimmer.

Benoit wird in eine Kammer auf den Dachboden neben der Schlafkammer des Nikolas Toupet geschickt, und jeder sucht den Schlaf, dessen die Begebenheiten der vorangegangenen Nacht zu genießen nicht erlaubt haben.

Marie-Hanne fühlt keine Lust zu schlafen in sich, sie legt sich indeß zu Bette; allein sie horcht... sie erwartet;...und hofft... Sie war stark genug, um sich jede Nacht mit dem Teufel zu balgen und dann

hatte sie auch nicht wie Gustav mehrere Meilen zu Pferde gemacht, war nicht aus einem Fenster gesprungen, in keine Pfütze gefallen.

Allein die Nacht verfließt und Niemand kommt!... Sie wissen, Leser,

Désir de fille est un feu qui dévore!
(Mädchen=Verlangen ist ein verzehrendes Feuer!)

Da man also nicht schlafen kann, wenn man brennt, springt Marie=Hanne über ihr Bett herunter; sie überredet sich, daß auch Gustav sie seinerseits erwarte; sie glaubt sogar, daß er ihr ein Zeichen gegeben habe, zu ihm zu kommen; zudem ist es eine Höflichkeit, die sie ihm schuldig ist und die ihm nicht wird mißfallen können. Indem sie hierauf nur einen leichten Unterrock überwirft, öffnet sie ihre Thüre und geht hinab; sie hat kein Licht nöthig; denn sie kennt alle Schleichwege des Hauses.

Das dicke Mädchen kommt vor der Thüre des Zimmers, worin der junge Fremdling schläft, an; sie klopft zuerst ganz leise, hierauf stärker, dann noch stärker. Gustav erwacht endlich! »Wer ist da?« fragt er, ohne aufzustehen. — Ich bin es, die... mit der... lezte Nacht..., ohne hell zu sehen... — Ach! du bist es, Marie=Hanne! ei! was Teufel

willst du von mir?... — Schaut! diese Frage! wahrlich!... ich komme, um... ich komme, weil... Sie nicht kamen... — Ach! meine liebe Freundin! der Teufel kommt nicht alle Nacht, um die Mädchen zu versuchen... die Höllengeister sind nicht von Eisen, und der, welcher dich gestern geplagt, hat heute nothwendig zu schlafen. Gute Nacht, Marie-Hanne!«

Das arme Mädchen bleibt betroffen vor der Thüre stehen, die sich heute nicht für sie öffnen soll. Schmerz und Aerger bewegen sie; die Eifersucht gesellt sich gleichfalls bald hinzu; ein Gedanke bringt einen andern hervor. Sie erinnert sich an die Art, mit der Gustav Suzon anblickte; seine Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit für sie; die Röthe des jungen Mädchens und den Fußtritt, welchen Nikolas Toupet unter dem Tisch erhalten hat. »Nun,« sagte sie, »sie lieben einander, sie haben sich verständigt!... und weil er mir seine Thüre nicht aufmachen will, so... Ei doch! welcher Verdacht! wenn sie jezt bei ihm wäre!... Ach! Teufel! ich muß wissen, was daran ist.«

Marie-Hanne drückt ihr Ohr an das Schloß; sie bückt sich, um unter der Thüre durchzusehen... sie überredet sich, reden, sich bewegen, seufzen zu hören. Damit sie aber ihrer Sache sicher sey,

entschließt sie sich, an der Thüre Suzon's zu klopfen: wenn das junge Mädchen keine Antwort gibt, so ist kein Zweifel, daß sie im Zimmer des Herrn sey und in diesem Fall ist Marie-Hanne fest entschlossen, das Haus aufzuwecken und Nikolas Toupet zuerst, damit man die Jungfer bestrafe, die sich erlaubt, bei einem jungen Manne zu schlafen, was ein Greuel ist, eine abscheuliche, entsetzliche Sache!... kurz, was verhindert, daß dieser junge Mann Marie-Hannen seine Thüre öffnet.

Sie durchläuft einen kleinen Gang und pocht an der Thüre Suzon's, man antwortet nicht; sie pocht von Neuem und will gerade Lärm machen als eine leichte, sanfte Stimme fragt; »Wer ist da?« ... Marie-Hanne erkennt Suzon's Stimme: sie hat Unrecht und will sich entfernen, erhält aber einen derben Schlag auf den Hintern: die Magd stößt einen Schrei aus und entflieht.

Nikolas Toupet liebte Jungfer Suzon, welche man ihm zur Ehe geben sollte, weil er ein guter Arbeiter war und einen reichen Oheim zu beerben hatte. Der Landmann ist gleichfalls eifersüchtig geworden; der Herr aus der Stadt war ein so hübscher Junge! er hatte so leichtfertige Manieren bei den

Mädchen! und dann, Jungfer Suzon erröthete und blickte ihn verstohlen an! Alles dieß hatte Nikolas beunruhigt, der irgend einen, seine Liebe gefährdenden Plan vermuthete und sich daher dem Schlaf nicht überlassen konnte. Er hatte auf der Treppe gehen hören (denn das dicke Ding machte Geräusch, selbst wenn sie leise lief); er war hinabgegangen und hatte sich bei der Thüre der Jungfer Suzon versteckt; er hörte Jemand gegen sich kommen... hierauf pochte dieser Jemand an die Thüre der Jungfer; ... dieß konnte nur ein Verliebter seyn.... Der Zorn und die Eifersucht kennen keinen Stand und Unterschied mehr; Nikolas hatte mit all' seiner Kraft auf den Hintern Marie-Hannen's geschlagen, indem er seinen Nebenbuhler zu bläuen glaubte.

Marie-Hanne steigt die holperigte Treppe hinauf, macht einen falschen Tritt und fällt. Nikolas verfolgte sie, holte sie ein, und packt sie an einer Stelle... »Potz tausend, dieß ist der Herr nicht, ruft er erstaunt aus! — Wie, du bist es, Nikolas? sagte die Magd, sich wieder aufrichtend. — Seht, es ist Marie-Hanne! Ach gut! wenn ich dieß gewußt hätte, würde ich nicht so stark zugeschlagen haben ... ich hatte dich für einen Dieb gehalten. Aber was machtest du denn

an der Thüre Suzon's? — Tausend! ich war her=abgegangen ... weil ich glaubte, unsere Herrin habe mir gerufen; und du, Nikolas? — Ich? ... Ah! ich hatte Geräusch gehört, und bin gegangen, um nach=zusehen ... da es aber nichts ist, will ich mich in's Bett legen. Schlaf wohl, Marie=Hanne. — Gute Nacht Nikolas!«

Jedes von ihnen geht wieder ruhig in seine Kam=mer zurück. Nikolas weiß, daß Suzon zu Hause ist und Marie=Hanne hat sich überzeugt, der schöne Herr sey allein in seinem Zimmer: beide legen sich in's Bett, vergnügt darüber, daß sie sich geirrt haben.

Arme Eifersüchtige! ... ihr riefet einen Vorfall in's Leben, den ihr fürchtetet und der ohne euch viel=leicht gar nie Statt gefunden hätte.

Suzon war, wie Sie wissen, beim zweiten Schlag an ihre Thüre, aufgewacht. Sie hat gefragt: »Wer ist da?« man hat ihr nicht geantwortet; sondern einen Schrei ausgestoßen; das junge Mädchen hat die Stimme Marie=Hannen's erkannt. Sie steht auf, unruhig über die Ursache und befürchtend, ihre Eltern oder der junge Herr möchten unwohl seyn.

Gustav seinerseits, der, als er aufgewacht war, Mühe hatte, wieder einzuschlafen, dachte darüber

nach, daß es hart gewesen, das arme Mädchen, das ihn aufgesucht habe, auf diese Art wieder wegzuschicken, und daß er ihr wenigstens einen leichten Trost geben müsse. Marie-Hanne war nicht so hübsch wie Suzon, aber sie hatte ihren Werth, und da er einige Tage bei den Dorfleuten zubringen wollte, war es klug, sie gut zu erhalten.

Unser Held gibt der Versuchung, dem Zufall, dem Geschick, oder was Sie sonst wollen, nach. Er steht auf, öffnet seine Thüre, macht einige Schritte im Gang und befindet sich dicht vor Suzon, die er für Marie-Hanne hält; er zieht sie mit sich in sein Zimmer; Suzon läßt sich führen; er küßt sie, die Kleine läßt sich küssen; sie findet so viel Vergnügen dabei, daß sie nicht die Kraft hat, zu sprechen; und...

Suzon stößt einen Freudenschrei, Gustav einen Ruf der Verwunderung aus: »O Himmel! sagte er, es ist nicht Marie-Hanne!... — Nein, mein Herr, ich bin es... Suzon!... Nun, es steht geschrieben, daß ich immer Dummheiten machen soll,... doch dießmal ist es nicht meine Schuld; der Himmel ist mein Zeuge, daß ich sie nicht verführen wollte; aber, meiner Treu, weil der Zufall dieses Kind in meine Arme sinken läßt, so wollen wir meinem glücklichen Stern den schuldigen Dank sagen.«

Gustav, für Marie-Hanne ermüdet, findet in den Armen Suzon's sein ganzes Feuer wieder.

Die süßesten Vergnügungen haben nur zu schnell ein Ende. Unser junger Mann sezt sich neben die Kleine und man beginnt die Erklärung.

»Wie kommt es, meine Freundin, daß du dich mitten in der Nacht im bloßen Hemde im Gang befindest? — Weil man an meine Thüre gepocht hat; dieß hat mich geweckt; ich bin aufgestanden, um zu wissen, was es gebe; ich fürchtete, Sie wären krank... — Arme Kleine! du dachtest also an mich? — O! ja, mein Herr. — Ist dir das leid, was vorgekommen ist? — Wahrhaftig, es ist mir leid und lieb... aber Ihnen... ich sehe wohl, daß Sie mich für Marie-Hanne gehalten haben, und daß Sie nicht an mich dachten. — Ich dachte im Gegentheil viel an dich; ich liebte dich, Suzon, aber ich wagte nicht, es dir zu sagen; ich achtete deine Unschuld ... und jezt noch, wo du mich zum glücklichsten Menschen gemacht hast, würde ich meinem Glücke fluchen, wenn es dir Kummer verursachen müßte! — Wahrlich!... was wollen Sie? jezt ist es geschehen... — Aber Nikolas Toupet?... — O! er wird es nicht erfahren. — Liebst du ihn? — O nein!... ich liebte ihn nicht sehr... jezt liebe

ich ihn gar nicht mehr. — Du sollst ihn indeß heirathen? — Ihn heirathen!... O nein! mein Herr, ich will Niemand mehr heirathen... — Warum denn, meine liebe Freundin? — Weil ich Niemand betrügen will; und dann könnte ich meinen Mann nicht lieben, weil ich Sie jezt liebe. — Meine kleine Suzon, ich liebe dich auch von ganzem Herzen, aber ich kann dich nicht heirathen. — O! ich weiß es wohl, mein Herr!... — Du hast so eben gesagt, daß Nikolas von dem, was zwischen uns vorgekommen ist, Nichts wissen werde?... — Ohne Zweifel; aber ich werde es wissen!... — Und deine Eltern, was werden sie sagen, wenn du dich weigerst, zu heirathen? — Ich weiß nicht... — Du siehst wohl, daß du vernünftig seyn mußt. — Ja, mein Herr, aber ich werde mich nicht verheirathen.«

»Wohlan, sie hat Charakter!... ich werde sie heute nicht zur Vernunft bringen können!... wenn ich aber abgereist seyn werde, wird sie mich vergessen und den Dummkopf Nikolas heirathen.«

Und Gustav, der der Kleinen genug vormoralisirt hatte, die weinte, weil er sie nicht mehr küßte und sie verheirathen wollte, nahm sie in seine Arme, drückte sie an sein Herz und tröstete sie mit aller Beredtsamkeit,

die er noch übrig hatte. Die Nacht ging zu Ende, man mußte sich trennen; Suzon fragte Gustav schüchtern, ob sie ihn wieder in seinem Zimmer besuchen dürfe? Er versicherte sie, daß dieß alle seine Wünsche krönen würde, und sie entfernte sich, vergnügt über das Glück, das sie kennen gelernt hatte, und schon nach dem seufzend, was sie noch weiter zu genießen hoffte.

Gustav legte sich wieder in's Bett, entschlossen, bei Tag zu schlafen, weil man im Hause des Vater Lukas die Nächte so gut anwendete.

Wie Gustav gegen Mittag herabging, begegnete er Marie-Hannen auf der Treppe. »Meine liebe Freundin, sprach er mit strengem Tone, ich fordere Sie auf, künftig bei Nacht in Ihrer Kammer zu bleiben und nicht mehr vor meiner Thüre einen Lärm zu machen. Ich habe in Folge eines Irrthums einen Augenblick schwach seyn können; aber von jezt an muß ich gesezt seyn und dadurch verdienen, bei ehrbaren Leuten zu wohnen. Bedenken Sie, daß wenn Sie mit Ihren Tollheiten wieder anfangen würden, dieß mich nöthigte, sogleich dieses Haus zu verlassen.«

Marie-Hanne stammelte, beschämt, einige Entschuldigungen und ging höchst entrüstet über die jungen

Leute aus der Stadt, bei welchen man nicht wisse, auf was man rechnen könne, weg.

Suzon erwartete mit Ungeduld das Erwachen Desjenigen, der sie während der Nacht so schöne Dinge gelehrt hatte und sie in der kommenden Nacht noch weitere lehren sollte. Ein Herz von sechzehn Jahren wird sehr schnell anhänglich; aber das kleine Landmädchen war zu gefühlvoll, um glücklich zu seyn!

Nikolas, von seinen Vermuthungen geheilt, paßte seiner Zukünftigen nicht mehr auf. Marie-Hanne, sich vor Gustav schämend, entfernte sich, so wie sie ihn erblickte. Die Eltern, vertrauend und ruhig, bewachten ihre Tochter nicht; zudem machte ihnen Benoit hinlängliche Beschäftigung, der, seit man es ihm bequem gemacht hatte, den Schrecken vergaß, den ihm die Kuh eingejagt hatte, und sich den ganzen Tag belustigte; bald bestieg er die Esel, die er kreuzlahm machte, bald hezte er die Hahnen hinter einander; bald nahm er Vogelnester aus, indem er auf die Bäume stieg und Aeste abbrach; bald aß er den Hühnern die Eier weg, molk die Kühe und warf die Milch um, wenn er Butter machen wollte, verscheuchte er die Hühner und schloß die Enten zu den Tauben in den Schlag.

Während die Landleute die Dummheiten des Herrn Benoit verbesserten, ging Gustav mit Suzon spazieren und verirrte sich mit ihr auf den Feldern; bei Nacht fand man sich wieder zusammen und immer wiederholte die Kleine, in Folge der Unterhaltungen mit ihrem Freunde: »Ach! niemals werde ich Nikolas heirathen!«

Vierzehn Tage gingen vorüber. Gustav hatte nur acht in Ermenonville bleiben wollen; allein die ländlichen Reize Suzon's hatten ihn die Schwüre, die er Julien geleistet, vergessen lassen. Den sechzehnten Tag indeß begriff Gustav, der das kleine Mädchen abermals vergeblich aufgefordert hatte, Nikolas zu heirathen, daß er Suzon nicht von ihrer Liebe heilen könne, wenn er bei ihr bliebe. Er warf sich auch die Gleichgültigkeit vor, mit der er die Liebe der Frau von Berly bezahlte; und da es eine der Eigenschaften unseres Helden war, schnell auszuführen, was er thun wollte, so kaufte er sogleich Bauernkleider, befahl Benoit, die Pferde zu satteln, bezahlte Frau Lukas sehr freigebig, küßte Suzon zärtlich, drückte Marie-Hannen einen Louisd'or in die Hand und kündigte den Landleuten an, daß er nach Paris abreise.

Suzon, die auf diese Abreise nicht gefaßt war,

obgleich sie dieselbe seit langer Zeit befürchtete, sich aber schmeichelte, daß sie noch weit entfernt sey, weil ihr Herz sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen konnte, ohne Gustav zu leben, Suzon stieß einen Schrei aus und fiel zu den Füßen ihrer Mutter. Die Bauern, welche die Ohnmacht ihrer Tochter einem gewöhnlichen Unwohlseyn beimaßen, beeiferten sich, sie an die Luft zu tragen: sie kam wieder zu sich, blickte Gustav an und sprach kein Wort; was ihn betrifft, so beeilte er sich, da er fühlte, daß sein Muth abnehme, zu Pferde zu steigen, und entfernte sich von dem Dorfe, ohne es zu wagen, zurückzusehen, aus Furcht, immer noch dem bittenden Blicke Suzon's zu begegnen.

Achtes Kapitel.

Eine Frau von Geist würde machen, daß man an Wunder glaubte.

Nachdem Gustav eine Meile gemacht hatte, tritt er in ein dichtes Gebüsch und befiehlt Benoit, Wache zu stehen, weil man auf den Gedanken gerathen

könnte, es sey irgend ein von Gendarmerie verfolgter Mann, der sich so mitten in einem Gehölz verkleide. Gustav hatte seinen neuen Anzug bei den Dorfbewohnern nicht anlegen wollen, um ihre Fragen zu vermeiden. Er schlüpft in ein paar weite Beinkleider von Leinwand, zieht eine blaue Jacke an, bedeckt sich den Kopf mit einem großen runden Hut und geht wieder auf Benoit zu, der im Begriff ist, zu entfliehen, da er seinen Herrn nicht erkannte.

Gustav befiehlt ihm, nach Paris zu gehen und ihn bei seinem Freunde Oli vier zu erwarten, dessen Freundschaft sich nie verleugnet hat und bei dem er sicher ist, so lange sein Oheim mit ihm grollt, eine Stätte zu finden. »Und die Pferde, Herr,« fragt Benoit; Sie wissen, daß sie Ihrem Oheim gehören... — Dummkopf!... gehört nicht dem Neffen auch, was dem Oheim gehört? Ueberdieß hat der Oberst sie mir gegeben.«

»Soll ich sie auch zu Herrn Olivier führen?... — Ach, Teufel!... es hat eine Schwierigkeit!... Olivier hat keinen Stall... — Wenn er ein kleines Kabinet zu ebener Erde hätte?... — Ei! Tölpel, wo denkst du hin?... Ah, zum Henker! du sagst zu Olivier, er solle sie verkaufen; ich habe gerade in kurzer Zeit Geld nöthig und dieß wird mir verschaffen.«

»Wie, Herr, ich werde Ihnen also zu Fuße folgen müssen? — Dieß wird dich sehr krank machen!... — Wie Schade!... ich fing an so gut zu Pferde zu sitzen!... Wenn man nur eines verkaufte, Herr, Sie könnten das andere für uns beide behalten; ich würde mich fest hinter Sie in den Sattel setzen.«

»Du bist teufelmäßig dumm, mein armer Benoit, ich werde nie etwas aus dir machen können!... Fort, thue was ich dir gesagt habe: geh' zu Olivier; er soll meine Pferde verkaufen und dich bis zu meiner Ankunft bei sich behalten... Ach, Benoit! wenn du unglücklicherweise bei deinem Eintritt in Paris meinem Oheim begegnetest... so sagst du ihm... Teufel!... was kann man ihm sagen?... wenn ich ihn rühren könnte!... Gut!... du sagst ihm, ich sey krank... — Ja, Herr. — Aber er wird wissen wollen, wo ich bin?... — Ich sage ihm, Sie seyen todt. — Dummkopf!... mein Oheim liebt mich, trotz seines Aufbrausens, und diese Nachricht könnte ihn nur betrüben. — Tausend, weil Sie ihn rühren wollen... — Du sagst ihm, ich sey zu einem meiner Freunde gegangen, den ich dir nicht genannt habe. — Ja, Herr, zu einem Ihrer Freunde, den Sie nicht kennen!... — Benoit, du machst gewiß irgend eine Dummheit! —

Im Gegentheil, Herr, Sie werden sehen, daß der Herr Oberst von der Spur abkommt. — Bist du einmal bei Olivier, so laß dir nicht einfallen, auszugehen!... man würde dich treffen, dir nachgehen und erfahren, wo ich bin. — Aber um zu essen, Herr?... — Man wird für dich sorgen... Jezt geh fort Benoit! — Ich gehe, Herr.«

Benoit entfernt sich und sprengt Paris zu. Gustav schlägt den Weg nach dem Hause des Herrn von Berly ein, und denkt unterwegs an die Art, wie er es machen wollte, um den Brief in die Hände Julien's zu bringen.

»Ist er genug entstellt, um unkenntlich zu seyn?... Ist Julien von Spionen umgeben, die beauftragt sind, die Briefe, die man etwa an sie richten konnte, aufzufangen? Darf man sich einer Dienerin anvertrauen, die wohl mit einem jungen Mann, der im Hemde durchging, Mitleid gehabt haben kann, die aber dessen ungeachtet sich nicht wird der Gefahr aussetzen wollen, aus einem guten Hause gejagt zu werden? hieße es zudem nicht Frau von Berly auf's Neue blosstellen, deren Vergehen nur für den augenscheinlich ist, der es gesehen hat, und die vielleicht Mittel gefunden hat, sich in den Augen ihres Gatten zu rechtfertigen,

was schwierig erscheint, indeß nicht unmöglich wäre, denn die Damen haben ganz besondere Mittel, um das Unzweifelhafteste zweifelhaft zu machen, und die Ehemänner sind wohl im Stande, beim hellen Mittag nicht klar zu sehen.

Nachdem er einige Zeit sich darüber besonnen hatte, was er thun solle, ergreift unser Held die Partie, sich dem Zufall zu überlassen, der ihm oft günstig ist. Er lauft ohne Aufenthalt fort; endlich erblickt er das Landhaus, in welchem er so süße Augenblicke verlebt, und das er so plötzlicher Weise verlassen hat. Er hält jezt an, um freier zu athmen und die Gemüthsbewegung, die er empfindet, zu stillen.

Landleute kommen an ihm vorüber; Gustav wird verwirrt; es scheint ihn jedermann mit Aufmerksamkeit zu betrachten; er fürchtet, daß man errathe, er sey nicht, was er scheine; indeß geht Jeder seines Wegs, ohne sich um ihn zu bekümmern. Er faßt sich wieder und tritt näher an das Haus; er sieht durch ein Gitterthor in die Gartenánlagen, die er so oft durchlaufen hat; er sucht mit seinen Augen den Billardsaal, kann ihn aber nicht gewahr werden. Alle Fenster des Hauses sind verschlossen: der Garten scheint ihm verödet. »Wäre man abgereist? ... hätte er sie mitge-

nommen? ...« Gustav verdoppelt die Schritte und langt vor dem großen Hofthor an. Er blickt um sich... Niemand hier; er tritt ein... drückt seinen Hut über die Augen und geht auf den Hausvogt zu, den er am Eingang des Gartens sieht. »Was wollen Sie?« fragt dieser mit barschem Ton. — Herr von Berly... — Er ist in Paris. — Und seine Nichte? — Seine Nichte auch... — Und seine Frau? — Zum Henker! seine Frau auch! — Wie! sie sind abgereist? — Ohne Zweifel, wenn Ihr ihnen etwas zu sagen habt, so geht nach Paris, rue du Sentier, dort werdet Ihr sie finden.«

Der Hausvogt dreht ihm den Rücken zu. Dieser Mann ist nicht gesprächig; er ist plump, grob und eigensinnig; sicherlich, ihm hat Julie nichts anvertraut. Man muß also ohne weitere Nachricht zu haben, wieder umkehren. Gustav macht sich wieder gegen das Thor hin auf den Weg, als eine Frau aus dem Saal zu ebener Erde heraus und gerade auf ihn zukommt. O Glück! es ist die Köchin, die mit Benoit gesprochen hat; darf man sich ihr entdecken? Aber ehe er noch Zeit gehabt hätte, sich darüber zu besinnen, ist die Dienerin an ihm vorüber gekommen und hat ihm ganz leise gesagt: »Ich habe Sie

erkannt, mein Herr; ich habe Ihnen etwas einzuhändigen; gehen Sie fort und erwarten Sie mich hinter den Akazien auf der andern Seite der Landstraße.«

Sie entfernt sich und hängt im Hof Wäsche auf. Gustav geht schnell weg und auf die Akazien zu. »Diese Magd hat mich erkannt,« sagte er sich, »aus dem Hintergrund eines Saals, ohne mich sprechen zu hören, mich, den sie nur selten gesehen; und dieser Einfaltspinsel von Hausvogt, an dem ich zwanzigmal des Tages vorbeiging, denkt an nichts! Ach! die Frauen!... sie haben in allen Ständen und Klassen einen Takt, einen Blick! sie sehen in einem Augenblick, wozu wir acht Tage brauchen, um es zu entziffern.«

Das Dienstmädchen läßt nicht lange auf sich warten; sie läuft auf Gustav zu: »Ich erwarte Sie schon lange, mein Herr!... Ihretwegen bin ich auf dem Lande geblieben. Ich habe mich krank gestellt, um nicht mit den Uebrigen nach Paris zu gehen. Madame hatte mir gesagt, daß sie nur mir einen Brief für Sie anvertrauen wolle... — Einen Brief! gib schnell, meine liebe Freundin... — Madame dachte, Sie würden ihn früher schon holen... und ich fing an, mich hier zu langweilen. Nehmen Sie, hier ist

er. — Willst du diesen für deine Herrin besorgen? — Ja, mein Herr, heute noch, — Hier, Margarethe nehme diese zwei Louisd'or, um dich für die Langeweile zu entschädigen, die es dir machte, mich zu erwarten. — Ach, mein Herr, ich habe kein Geld nöthig, um der Madame gerne zu dienen; sie ist so gut!... dieß ist gleich, Margarethe, ich will, daß du sie nimmst. — So geschieht es, um Ihnen zu gehorchen, mein Herr. — Leb wohl, Margarethe, vergiß meinen Brief nicht... — Fürchten Sie nichts, mein Herr, Madame soll ihn diesen Abend noch haben.«

Das gute Mädchen geht weg. »Ohne sie,« sagte Gustav, »hätte ich keine Nachricht von Julien; eine Köchin zeigt sich ihrer Gebieterin ergeben; und die Kammerfrau, die mit Wohlthaten von Frau von Berly überhäuft wird, wäre fähig gewesen, sie zu verrathen!... Was beweist dieß übrigens? daß Wohlthaten häufig Undankbare machen, und daß man ein gefühlvolles Herz haben und gerne Dienst leisten kann, während man Petersilie hackt und ein Hühnerfrikassee bereitet. Lesen wir den Brief:

»Mein lieber Freund!

»Ich habe nicht nöthig, zu sagen, was ich fern von Ihnen leide; ich liebe zu glauben, daß Ihr Herz

meinen Kummer theilt, daß es, wie das meinige, alle Qualen der Trennung fühlt. Aber ich muß Ihnen mittheilen, was sich seit Ihrer Abreise zugetragen hat.

»Herr von Berly ist kurz nachdem Sie aus dem Fenster gesprungen waren, aus meinem Zimmer gegangen und begab sich in den Garten, kam aber bald wieder herauf. Ich hatte den Gebrauch meiner Sinne beinahe verloren. Indessen wünschte ich immer noch Herrn von Berly über mein Vergehen zu täuschen. Nicht wegen meiner, wegen seiner wollte ich diese Anstrengung machen: man erweist jemand einen Dienst, wenn man einem Gedanken, der ihn betrübt, von seinem Geiste entfernt. Ich will meine Ruhe wohl verlieren; ich würde mich aber nicht trösten, auch Herrn von Berly die seinige geraubt zu haben. Ich stellte mich daher, als wäre ich höchst im Zorn, im Augenblick, wo sich Herr von Berly selbst seiner Wuth überließ. Ich warf ihm vor, mich nicht an einem jungen Menschen gerächt zu haben, der sich während meines Schlafs in mein Zimmer eingeschlichen habe, und, trotz meines Widerstandes, über mich gesiegt hätte, wenn er nicht plötzlich eingetreten wäre und mich von den Unternehmungen dieses jungen Verwegenen befreit hätte. Herr von Berly wußte

nicht mehr, was er sagen und glauben sollte; er blickte mich an, ging im Zimmer auf und ab und war unschlüssig, bei welcher Idee er stehen zu bleiben habe. Wie ich seine Unentschlossenheit sah, weinte ich bitterlich und meine Thränen waren nicht erheuchelt. Jezt zweifelte Herr von Berly, der mich nie hatte weinen sehen, nicht mehr an meiner Unschuld; er warf sich vor mir auf die Kniee, bat um Verzeihung wegen seiner Lebhaftigkeit, ich gewährte sie ihm mit vollem Herzen. Er war untröstlich darüber, dem Oberst die Sachen anders gesagt zu haben, als sie waren. Ich gab ihm zu verstehen, daß er den Oberst wieder sprechen und ihm Stillschweigen über diesen Vorfall auflegen könne. Herr von Berly hat geschworen, sich an Ihnen zu rächen; allein ich fürchte diese Drohung nicht; ich weiß, daß er sich nur mit dem Wild schlägt. Der Frieden ist also geschlossen, aber ich werde Sie nicht mehr sehen. Ach, Gustav, diese Strafe ist so grausam, daß ich mein Vergehen dadurch abbüßen können muß. Mein Leben soll sich also mit Thränen endigen! Ach! wenn man wüßte, wie grausam es ist, sein Leben mit Jemand hinzubringen, den man nicht lieben kann, so würde man das Herz eines jungen Mädchens vorher um Rath

fragen, ehe man sie verheir[illegible]. Meine Eltern haben mich geopfert; Herr von Berly hat sich nie damit abgegeben, mir zu gefallen!... Konnte er es auch?... Unser Alter, unser Geschmack, unsere Charaktere sind zu sehr von einander verschieden!... und doch bin ich strafbar, einen Andern zu lieben!... Ach, mein Freund, wie sind die Frauen zu beklagen!

»Leben Sie wohl, seyen Sie glücklich, aber denken Sie zuweilen an Julie.«

Geliebte Julie!... o! ich werde dich immer verehren!... der Zufall wird uns günstig seyn!... Und Gustav küßte den Brief derjenigen, die er bereits betrogen hatte. Er konnte nicht umhin, zu lachen, wenn er an die Leichtgläubigkeit des Herrn von Berly dachte, der, nachdem er seine Frau mit einem jungen Mann im Bett überrascht hatte, noch an ihre Unschuld glauben konnte. »Wohlan,« sprach er, »für die Ehemänner ist also jene Stelle der heiligen Schrift gemacht:

„**Oculos habent et non videbunt.**"
(Sie haben Augen und sehen nicht.)



